Protestantenblatt.

Wochenschrift für den deutschen Protestantismus.

Unter Mitwirkung von Gesinnungsgenossen herausgegeben von R. Emde, Bremen, und D. M. Fischer, Berlin.

37. Jahrgang.

Nr. 52 — Bremen-Berlin, den 24. Dezember — 1904

Erscheint jeden Sonnabend. — Preis: Vierteljährlich 1,50 Mark. Bei direkter Zusendung 40 Pf. für Porto mehr. — Bestellungen nehmen sämtliche Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes entgegen. Postzeitungsliste 6244 a. — Anzeigen pr. Zeile 30 Pf., Reklame pr. Zeile 80 Pf.

Inhalt: Weihnachten. Von Baars. — Jesu Geburt nach kanonischen und nichtkanonischen Evangelien. Von Professor Dr. H. Holtzmann. — Das Weihnachtsfest. Von Lic. Lietzmann. — Bethlehem in Geschichte und Sage. Von Otto Schooft. — Eine Weihnachtspredigt. Von Fritz Löwe. — Vom Büchertisch.

An unsere Mitarbeiter und Leser!

Mit dieser Nummer schließt Quartal und Jahrgang. Ein erfreulicher Schritt vorwärts ist das alte Jahr für unser Blatt gewesen; das neue muß ein noch größerer werden. Denn unser Ziel ist, zu vielen tausenden zu reden von der Wahrheit und Kraft des freien Protestantismus. Helft dazu mit, ihr Leser und Mitarbeiter! Werbet unermüdlich neue Freunde! Probenummern stehen in beliebiger Anzahl beim Verleger zur Verfügung.

Redaktion und Verlag.

Weihnachten.

1. Joh. 3, 1.

Die Weihnachtsglocken läuten: Freude, Friede, Glauben, Liebe. Und ihr Tönen klingt an die Menschenohren und auch hinein in viele Menschenherzen. Finden sie Widerhall? Gefeiert wird das Weihnachtsfest überall, wo irgend nur die Lebenslage der Menschen, ihre materielle und ihre seelische, es gestattet und sei es auch nur der Kinder wegen, die schon so lange auf das Fest mit seinem Lichterglanz, seinem Märchenzauber und — nicht zum letzten — auf seine Gaben sich freuten. Wochenlang stand vor allem das geschäftige Leben unter dem Banne der Vorbereitungen auf den heiligen Abend. Aber bringt der wirklich Freude und Friede in die Herzen? Freude, die nicht schnell wieder verfliegt, Friede, der mehr als eine flüchtige Stimmung ist? Wir sind der Meinung, daß Friede und Freude nur da sein können, wo Liebe und Glaube wohnt und die Herzen mit Kraft erfüllt. Liebe und Glaube? Kennt denn unsere Zeit das noch? Wenn die Predigten und Lieder an den Festtagen davon sagen, wenn es in die Gemeinden hineinklingt: „Sehet, welch' eine Liebe hat uns der Vater erzeigt, daß wir Gottes Kinder sollen heißen", entspricht das der Wirklichkeit? Dürfen wir so tun, als hörten wir nichts von der bitteren Klage, dem spöttischen Zweifel, dem höhnenden Lachen, das unserer Predigt begegnet? Nein — so traurig das auch sein und so viel Stimmung es auch verderben mag — was Weihnacht in die Welt hineinjauchzt, es findet in tausend und abertausend Herzen keinen Widerhall, es weckt tausendfältig nur schrillen Mißklang. „Nun, aber bei uns ist's doch nicht so. Wir dürfen doch feiern, singen und jubeln: Freude, Friede, Glauben, Liebe". Ist das wahr? Es ist nicht wahr. Die Liebe reicht oft nicht über die Festtage hinaus, ist manchmal nichts als die mehr oder minder selbstsüchtige Freude am Geben. Haß, Neid, Gleichgültigkeit, Verachtung wohnt ungestört weiter neben ihr in den Herzen. Die große heilige Menschenliebe, die in Jesus der Welt geschenkt ward, — wie weit sind wir von ihr entfernt! Unser Glaube — ist das der kühne, demütig-freudige Jesusglaube, welcher des Vaters Hand festhält auch in der Nacht, auch unter den Stürmen des Lebens? Wagst du das zu bejahen? Ich wage es nicht. Dürfen wir also Weihnachten feiern? Müssen wir um der Ehrlichkeit willen die Frage verneinen? Denn daß der ganze Wert der Festtage darin bestehe, für ein paar Stunden uns über die Wirklichkeit hinwegzutäuschen, wollen wir doch nicht im Ernste behaupten.

Nun, ich meine, es ist doch gut, daß es ein Weihnachtsfest gibt. Wir wollen es feiern und festhalten in der Hoffnung, daß sein Glanz und sein Jubel einmal volle, ganze Wahrheit werde. Aber wir wollen ehrlich bleiben gegen andere und gegen uns. Wir wollen den Schmerz nicht weglügen, der uns durch die Seele geht über den Widerspruch zwischen dem, was sein sollte und dem, was ist. Damit aus dem Schmerz die Sehnsucht geboren werde, die heilige, große Sehnsucht nach der Jesusliebe, nach dem Jesusglauben.

Und Schmerz und Sehnsucht werden uns helfen, ein wenig weiter zu kommen, ein wenig mehr Liebe zu lernen, ein wenig mehr Glauben in uns aufleuchten zu fühlen, einen neuen Strahl des ewigen Lichtes in unsere Seelen hineindringen zu lassen, der nicht schnell wieder erlischt wie die Kerzen am Weihnachtsbaum.

„Sehet, welch' eine Liebe hat uns der Vater erzeigt, daß wir Gottes Kinder sollen heißen!" Das Tatbekenntnis unseres Lebens ist das noch lange nicht; aber Weihnachten soll uns ihm näher bringen.

Vegesack. Baars.

Jesu Geburt nach kanonischen und nichtkanonischen Evangelien.

Von Professor Dr. H. Holtzmann.

Die Advents- und Weihnachtszeit bringt uns wieder die allbekannten lieben Lieder Luthers „Vom Himmel hoch,

da komm' ich her" und „Vom Himmel kam der Engel Schar", Gerhardts „Fröhlich soll mein Herze springen", Gellerts „Dies ist der Tag, den Gott gemacht" u. s. f. Wir hören sie, wir singen sie, ohne in Versuchung zu geraten, ihre hochfliegende Poesie mit dem Verstand zu kontrollieren und auf die geschichtliche Berechtigung einer so einzigen Glanz ausstrahlenden Bilderwelt zu befragen. Das eben ist die Tugend des Kirchenliedes, daß es alle Widersprüche und Gegensätze der theologischen Doktrin überwindet, jeden gelehrten Disput zum Schweigen bringt und alte wie moderne Religiosität zu gemeinsamem Ausdruck dessen, was in der Tiefe der christlichen Gemütswelt vorgeht, vereinigt. Nicht viel anders könnte und sollte es unter uns auch gehalten werden mit Bezug auf jene noch viel bekannteren, in der ganzen Christenheit allgegenwärtigen Weihnachtsevangelien von den Hirten auf dem Felde, vom Kind in der Krippe, von Maria und Joseph, von den Weisen aus dem Morgenlande und der Flucht nach Ägypten. Denn mit Poesie, echter, wahrer, herrlicher Poesie haben wir es zweifellos hier in allererster Linie zu tun. Darin ist doch im Grunde unsere ganze heutige Theologie, so weit sie ernsthaft genommen sein darf, einig. Was vor einem halben Jahrhundert in der breiten Mitte unserer Schul- und Fachwissenschaft nur einzelne akademische Lehrer, meist etwas schüchtern und mannigfach verklausuliert, zu bekennen wagten, das gilt heute als selbstverständliche Voraussetzung, als feststehende Errungenschaft in allen wissenschaftlich lebendigen, aufrichtig und kräftig denkenden Kreisen. Jeder einigermaßen gut unterrichtete Student ist sich darüber im Reinen, daß die den Evangelien nach Matthäus und nach Lukas als Einleitung vorangesetzten Kindheitsgeschichten zu den spätesten Bestandteilen dieser ganzen Literatur gehören, daß dagegen die älteste Überlieferung, wie sie noch aus dem Markusevangelium und der Apostelgeschichte erkennbar ist, ihren Bericht von Jesus mit der Taufe durch Johannes anhob als dem Moment, da der Sohn Josephs und Marias durch Geistesbegabung zum „Sohn Gottes", d. h. zum Messias geworden ist.

Indem wir uns jetzt nur an Jesu Geburt als das eigentliche Weihnachtsereignis halten, lassen wir alles bei Seite, was die außerkanonisch gebliebenen, die sogenannten apokryphen Evangelien, zu fabulieren wissen über seine Mutter, deren ganze Lebensgeschichte schon von Anfang an in das Licht des Übermenschlichen und Wunderbaren, ja Märchenhafte gerückt wird. So gleich in dem ältesten der auf uns gekommenen Stücke, dem um die Mitte des 2. Jahrhunderts entstandenen und noch in vielen Handschriften vorhandenen „Buch des Jakobus", gewöhnlich genannt „Protevangelium Jakobi", welches ganz nur darauf abzielt, die Sündlosigkeit Jesu durch den Nachweis der absoluten Reinheit seiner vor und nach der Geburt jungfräulich gebliebenen Mutter festzustellen. Einer im christlichen Altertum vielfach begegnenden Sage zufolge wird hier ihr Kind in einer Höhle bei Bethlehem geboren, und zwar während die ganze Natur still steht; nichts bewegt und regt sich in dem großen Moment, weder das Himmelsgewölbe, noch die Elemente, noch die Vögel in der Luft, noch die Menschen und Tiere auf der Erde. „Und auf einmal ging alles wieder seinen Lauf." Auch noch die Magier finden Mutter und Kind in der Höhle, über der ein glänzender, alle Gestirne des Himmels verdunkelnder Stern leuchtet. Man sieht, wie hier die beiden kanonischen Vorgeschichten ineinander gearbeitet und mit freien Zutaten weiter verziert sind. Der Besuch der Maria bei Elisabeth und die Schätzung des Kaisers Augustus, welche die Maria nach Bethlehem bringt, werden nach Lukas, der Traum des Joseph, der Besuch der Magier und der Kindermord nach Matthäus erzählt. Aber die Krippe bei Lukas wird hier in eine Höhle versetzt. Da verbirgt Maria ihr Kind vor den Mördern des Herodes, während die bei Matthäus folgende Flucht nach Aegypten fehlt. Noch anderes geht auf alttestamentliche Erinnerungen zurück oder ist freie Erfindung.

So wenig wir uns hier mit dem beschäftigen wollen und können, was der Geburt Jesu vorangeht, d. h. mit der schon im 2. Jahrhundert üppig aufwuchernden Mariensage, deren Anfänge übrigens bis in das Lukasevangelium hinaufreichen, so wenig auch mit dem, was auf die Geburt folgt, d. h. den nach Muster heidnischer Fabeln von göttlichen Kindern gebildeten Kinderstreichen und Schulerlebnissen des heranwachsenden Jesus, daran sich die kindliche Phantasie des Christenvolks gleichfalls schon früh recht sehr erfreute. Ungefähr gleichalterig mit dem Protevangelium des Jakobus ist eine Kindheitsgeschichte, die dem Apostel Thomas zugeschrieben und später geradezu Evangelium des Thomas genannt wurde. Mit großem Behagen wird hier ein unerträglich altkluger, anmaßender, jähzorniger und rachsüchtiger Knabe gezeichnet, der seinen Lehrer, wenn dieser ihn das A B C lehren will, verspottet, seine Kameraden, wenn sie ihn stoßen, tötet und dergleichen mehr Kraftproben angeborener Gottheit ablegt. Man darf diese unglaublich widerwärtigen und abgeschmackten Märchen nur mit dem einzigen Zug vergleichen, welchen die kanonischen Evangelien aus der Kindheit Jesu zu berichten wissen, der lukanischen Erzählung vom zwölfjährigen Jesus, um den ganzen Zauber reiner und sachlich wahrer Poesie im Kontrast mit absurden Einfällen kindisch toller Wundersucht und eines schon völlig unzurechnungsfähig gewordenen Dogmatismus zu verspüren. Denn lediglich deshalb, weil das fleischgewordene Wort, der johanneische Logos, sein Wissen nicht erst auf Erden erwerben und ausbilden konnte, sondern notwendig schon vom Himmel mitbringen mußte, erschöpft sich die christliche Einbildungskraft in Erfindung aller möglichen Konflikte mit Schullehrern und Mitschülern, wozu die Voraussetzung eines allwissenden und allmächtigen Knaben hindrängen mußte.

Doch wir wenden uns wieder zu der Geburtsfrage zurück. In dieser Beziehung aber sind wir fast ausschließlich auf das oben besprochene Protevangelium verwiesen. Denn auch was ein anderes apokryphes Werk, das sogenannte arabische Kindheitsevangelium zu berichten weiß, greift in seinem ersten Teil auf dieses, im zweiten dann freilich auch auf das Thomasevangelium zurück. Auch hier liegen das erste und das dritte unserer Evangelien zu Grunde. Jesus wird in der Höhle geboren und im Tempel dargestellt. Die Magier kommen infolge einer Weissagung Zoroasters und erhalten eine feuerfeste und wundertätige Windel, und schon in der Wiege spricht das Kind zu seiner Mutter: „Ich, den du geboren hast, bin Jesus, der Sohn Gottes, das Wort." Die Familie entflieht nach Ägypten, wo dann die Wunder erst recht anheben. Daher der Name des ägyptische Lokalsagen verarbeitenden, übrigens nur in arabischer und nebenbei in syrischer Sprache erhaltenen Werkes. Auch hier können wir unser Urteil füglich in einen von Kant gemünzten Ausdruck kleiden: nahe beim Läppischen! Wenn sich die Legende in unseren evangelischen Vorgeschichten nur wie ein von Licht und Duft gewebter ätherischer Schleier um die Erinnerung an den gleich uns „vom Weib geborenen" (Gal. 4, 4) Heiland legt, ist sie in solchen apokryphen Werken schon ganz handgreiflich, dicht und massig geworden. Was wir in diesem üppig wuchernden Schlinggewächs vor uns haben, ist ein Degenerationsprozeß, eine Fehlentwicklung, die aber Hand in Hand geht mit der plumpen Übernatürlichkeit, kraft welcher der Herzpunkt der Verkündigung Jesu bald genug für ein Geschlecht verloren ging, welches sich an der Vorstellung einer „Gottgebärerin" und ähnlichen Erzeugnissen zunehmender Verblödung zu erlaben begann.

Dagegen sind es weniger bloß dogmatische, als vielmehr vorwiegend ästhetische Motive, die als zur Erzeugung der Weihnachtsevangelien bei Matthäus und Lukas wirksam angenommen werden dürfen. Der nächtliche Himmel tut sich auf und die Engel begrüßen die Erde, beglückwünschen die Menschen des göttlichen Wohlgefallens; es nahen hier die Hirten von Bethlehems Flur als Vertreter der armen und niedrigen Einfalt, nahen dort die Weisen aus dem fernen Morgenland mit ihren Schätzen und Kostbarkeiten dem Kind; ein voraus leuchtender Stern ist ihr Wegbereiter; was diese

und jene finden, das ist ein Kind, in dessen noch so schwachen Augen doch das Licht einer neuen und ewigen Zukunft der Menschheit anbricht, und ist ein Weib, in dem sich die edelste Zier und die hellste Freude der Weiblichkeit wunderbar zusammenfinden: Jungfräulichkeit und Mutterglück. Hinter der Davidsheimat Bethlehem aber eröffnet sich ein Fernblick auf Jerusalem mit seinem Tyrannen, dem Drachen, der das Geschenk Gottes, das Wunderkind, verschlingen will, auf der einen, mit den auf den Trost Israels harrenden Stillen im Lande, Symeon und Hanna, auf der anderen Seite. Welch ein Zauber zarter Poesie ist über diesem Bilde ausgegossen! Wie viele Malerhände, wie viele Dichterzungen, wie viele Sängerstimmen sind dadurch bewegt, erweckt worden! Wie reich ist doch eine Religion, die einen so unverwelklichen Blütenkranz um die Wiege ihres Gründers und Helden zu schlingen vermochte! Welch ein unversiegbarer Quell nicht bloß religiöser Erhebung, sondern auch reiner Freude an künstlerischer Schönheit und schlichtem Adel schöpferischer Kraft! Für unberechenbar weite Kreise unseres Volkes ist es geradezu das einzige, was ihnen in der Richtung auf ästhetische Erhebung und Bildung geboten wird. „Kunst für das Volk“ fordert man heute. So gehe man nicht vorüber am Weihnachtsevangelium als an einer längst verklungenen Sage. In Wahrheit gehört es zu den vollendetsten Schöpfungen des poetisch tätigen Volksgemütes und zu den sprechenden Formen für die wenig beachtete Tatsache, daß derselbe Christus, dem man Sinn und Interesse für die Kunst meint absprechen zu müssen, gleich in der ersten Generation seiner Gemeinde eine Fülle von poetischen Kräften entbunden hat, die unvergänglichen Reiz beanspruchen dürfen.

Freilich sind diese Bilder auch nicht etwa in der engen Arbeitsstube eines spätjüdischen oder judenchristlichen Geistes entworfen worden. Vielmehr liegt in der Vorstellung einer physischen Gottessohnschaft, wie sie dem Neuen Testament, abgesehen von den beiden Stellen Matth. 1 18,– 25 und Luk. 1, 34, 35, sonst allerdings ganz fremd ist, ein dichterischer Gedanke der ganzen antiken Menschheit vor uns, der in der evangelischen Geburtslegende nur seinen vollendetsten, seinen reinsten, sozusagen entsinnlichsten Ausdruck gefunden hat. Ein seine Zeitgenossen durch Geist und Kraft, durch Leistungen und Erfolge weit überragender Mann — so dachte das Altertum — muß auch leiblich höherem, ja göttlichem Samen entstammt sein. Abgesehen von den Königen, die bei Ägyptern und anderen Völkern als göttlichen Geschlechtes galten, sollten auch Weise wie Pythagoras und Plato, Sieger wie Scipio Afrikanus und Augustus von Apollo, Alexander der Große gleich manchen Heroen des Mythus von Zeus selbst gezeugt sein. Ähnliche Abkunft schrieben dem Magier Simon und dem Wundermann Apollonius von Tyana ihre Anhänger zu. Jungfräuliche Geburt weiß die indische Legende vom Religionsstifter Buddha zu erzählen: im Augenblick, da er in die Welt trat, erbebte die Erde, ertönte himmlische Musik und erfüllte überirdisches Licht den gesamten Weltraum; Götter und Geister huldigten dem Kinde und seiner Mutter, brachten kostbare Geschenke dar und stimmten Lobgesänge an, weil zwischen Göttern und Menschen von nun an keine Feindschaft mehr bestehen wird; ein großer Seher im Himalaja schloß aus wunderbaren Zeichen am Himmel auf die Geburt eines Herrschers oder eines Heilandes. Und noch auffallender und verblüffender werden die Analogien und Parallelen, wenn der Gesichtskreis sich über die Geburt zur Kindheitsgeschichte erweitert. Doch liegt das außerhalb der Grenzen unserer Weihnachtsbetrachtung, die nur darauf gerichtet war, eine Ahnung von den mannigfachen Versuchen zu erwecken, welche eine vorchristliche Zeit wagte, um einen Hymnus anzustimmen, dessen siegreich durchschlagende Melodie endlich volltönend der urchristlichen Gemeinde über die Lippen getreten ist.

Aber ein überraschender, der Gegenwart angehöriger Fund soll zum Schlusse nicht vergessen werden, wo das lukanische Weihnachtsevangelium in seiner Bedeutung für die Gegenwart uns beschäftigt. Wir meinen die in den letzten Jahren bekannt gewordenen Prunkinschriften von Priene und Halikarnaß, die ganz kurz vor den Beginn der christlichen Zeitrechnung fallen und Töne anschlagen, welche unabweisbar an den Gesang der Weihnachtsengel und andere Züge jenes Evangeliums erinnern. Es handelt sich um Huldigungen, welche der kleinasiatische Landtag und die genannten Städte dem Kaiser Augustus darbringen, speziell um die Feier seines Geburtstags und die damit zusammenhängende Einführung des Julianischen Kalenders. „Dieser Tag“ — heißt es da — „hat der ganzen Welt ein anderes Aussehen gegeben; sie wäre dem Untergang verfallen, wenn nicht in dem nun Geborenen für alle Menschen ein gemeinsames Glück aufgestrahlt wäre.“ „Von keinem anderen Tag empfängt der Einzelne und die Gesamtheit so viel Gutes als von diesem allen gleich glücklichen Geburtstage.“ Den an diesem Tag Geborenen „hat die Vorsehung uns und den kommenden Geschlechtern als Heiland gesandt; aller Fehde wird er ein Ende machen.“ „Denn es erfreuen sich Land und Meer des Friedens.“ „In seiner Erscheinung sind die Hoffnungen der Vorfahren erfüllt.“ „Es ist unmöglich, daß je ein Größerer käme.“ Er heißt geradezu selbst „Zeus und Heiland des ganzen Menschengeschlechts.“ „Der Geburtstag des Gottes hat für die Welt die an ihn sich knüpfenden Freudenbotschaften herauf geführt.“ „Von seiner Geburt muß eine neue Zeitrechnung beginnen.“ Es ist kein Zweifel: die Sprache des Kaiserkultes hat sich in die Sprache der himmlischen Heerscharen verwandelt, die der armen Erde den Frieden und der verlorenen Menschheit Freude und Wohlgefallen bringen. Aber freilich, jener erste Weltherrscher, dem die großen Worte zunächst galten, hat weder im eigenen Hause Frieden genossen, noch der Welt dauernden, in sich vollendeten Frieden gebracht. Erst das Weihnachtsevangelium hat das kostbare Geschmeide, das jenem zugedacht war, um das Haupt desjenigen geschlungen, der, weil er uns den Frieden mit Gott und mit uns selbst geschenkt hat, es heute noch überall trägt, wo gesungen wird: „Dies ist der Tag, den Gott gemacht“ und „All' Fehd' hat nun ein Ende“.

Das Weihnachtsfest.

Wenn das Weihnachtsfest mit seinem ganzen Zauberwirken, mit deutscher Winterbehaglichkeit, dem Frieden der Schneelandschaft draußen, Lichterglanz und Kinderjubel drinnen, uns umfängt, dann klingt es wie eine seltsame Mär zu hören, daß diese Feier, die uns allen in der frühesten Kindheit bereits die erste Kunde von dem „Christkindchen“ vermittel hat, nicht von Anfang an in der christlichen Kirche existiert habe, ja, daß es gar erst ziemlich spät dem Festkreise eingefügt worden sei. Und doch ist dem so. Die alte Kirche feierte keine Geburtstage und noch der heutige Katholizismus hat diese Abneigung getreulich bewahrt. „Kein einziger der biblischen Heiligen und Gerechten hat den Tag seiner Geburt durch ein Fest begangen; nur Frevler wie Pharao und Herodes konnten auf den Gedanken kommen, eine Geburtstagsfeier zu begehen“ schreibt Origenes, der glänzendste Gelehrte der alten Kirche in der ersten Hälfte des dritten Jahrhunderts, und etwa fünfzig Jahre später konnte der lateinische Apologet Arnobius weidlich über die heidnische Sitte spotten, den Tag festlich zu feiern, an dem die Götter ihren ersten Atemzug taten, ohne von den Gegnern den Hinweis auf das Geburtsfest Christi fürchten zu brauchen. Im Jahre 311 hatte sich die afrikanische Kirche in zwei Parteien gespalten, eine zäh am alten festhaltende und eine andere, welche wesentlich im Einvernehmen mit Rom eine Fortentwicklung der kirchlichen Institutionen erstrebte; im fünften Jahrhundert wird uns als ein Kennzeichen jener konservativen „Donatisten“ unter anderem berichtet, daß sie eine Feier des Geburtstages Christi als Neuerung ablehnten.

Aber wußte man denn überhaupt, an welchem Tage der Herr geboren war? Die vier Evangelien geben nicht den leisesten Anhaltspunkt zur Ermittelung des Datums, und auch in der üppig wuchernden apokryphen Literatur, die man

häufig heranzog, um aus ihr zu erfahren, was die kanonischen Schriften verschwiegen, findet sich kein Fingerzeig dieser Art. Aber schon im zweiten Jahrhundert gab es Leute, welche sich die „überflüssige“ Arbeit gemacht hatten, nicht nur das Jahr, sondern auch den Tag der Geburt Christi zu berechnen: einer hatte den 20. April herausgebracht, ein anderer den 20. Mai, wie uns nicht ohne Ironie der alexandrinische Clemens um 200 berichtet. Ein dritter Gelehrter, der im Jahre 243 ein chronologisches Werk schrieb, rechnete den 28. März aus, und Hippolyt, der um 220 in Rom Gegenbischof des Callist war, bezeichnete den 2. April als den richtigen Tag. Aber alle diese Versuche sind rein persönliche Hypothesen gewesen und geblieben, und auch die Urheber selbst haben nicht daran gedacht, diesen so ermittelten Tag irgendwie festlich zu begehen; der Christ feiert eben keinen Geburtstag.

Ägypten ist das Land gewesen, in dem sich die Mischung der griechischen Kultur mit der orientalischen am intensivsten und nachhaltigsten vollzogen hat. Seit die Ptolemäer am Nil herrschten und in der alexandrinischen Bibliothek und Universität einen Sammelplatz allgriechischen Geisteslebens geschaffen hatten, flutete der volle Strom hellenischer Bildung aus den engen Schranken des Mutterlandes in die neu sich öffnende Pracht des alten Pharaonenreiches. Aber was sie im Nildelta vorfand, war längst nicht mehr bloß die frühere rein nationale Kultur. Die Stellung Ägyptens im Handel und Verkehr der alten Welt brachte täglich neue Elemente aus Palästina, Syrien, Babylon, Kleinasien und Persien, teils einzeln, teils bereits in buntem Gemisch ins Land: und mit alle dem verband sich das ewig junge und anpassungsfähige Griechentum, das zu allen seinen sonstigen Vorzügen auch die Großmacht der Weltsprache sein eigen nannte. Zu dem Austausch der Handelserzeugnisse wie der Sitten und Gebräuche gesellte sich naturgemäß eine Wechselwirkung der verschiedenen Weltanschauungen und Religionen. Seltsame Kulte entstanden durch die Verquickung ägyptischer und babylonischer, persischer und syrischer, griechischer und jüdischer Religionsvorstellungen. Auch an philosophischen Ideen fehlte es ebensowenig wie an den geheimnisvollen Zauberformeln ägyptischer Magie. Wir haben uns gewöhnt, diese für die Religionsgeschichte hochbedeutsame Erscheinung „Gnosis“ zu nennen: „Erkenntnis“ suchen die Mitglieder dieser Gemeinden, geheimes Wissen ist's, was den Menschen aus den Banden der Materie, aus der Herrschaft der mitleidslosen Schicksalsmächte befreit, was der zum Urquell des Alls sich aufschwingenden Seele die Pforten des Himmels öffnet.

In diese Welt trat das Christentum hinein, und sofort wurde die neue Religion mit Begierde von den Gnostikern am Nil ergriffen: ein System nach dem andern wurde durch Kombination der heidnischen Mythen mit christlichen Lehren aufgetürmt, und der tolle Wirbel war so stark, daß das Schifflein des neuen Glaubens ernstlich Gefahr lief, gänzlich von ihm verschlungen zu werden. Das ganze zweite Jahrhundert ist erfüllt von dem Kampf, den das Christentum zur Bewahrung seiner Eigenart gegen die Religionsmengerei des Gnostizismus führt. Am Ende dieser Periode ist das Ziel im wesentlichen erreicht: durch Aufrichtung eines hierarchisch gegliederten Klerus und genaue Abgrenzung der schriftlichen Quellen göttlicher Offenbarung im Kanon des Alten und Neuen Testamentes ist allen phantastischen Wucherungen religiöser Spekulation ein Ende gemacht; dem durch den Zeitgeist gegebenen Verlangen nach „Erkenntnis“ wird Rechnung getragen durch Schaffung einer „christlichen Gnosis“, die sich nicht scheut von ihrer heidnischen Schwester zu entlehnen, was sie an Hohem und Edlem in deren Besitztum vorfindet.

Inmitten dieser Kämpfe ist die erste Feier des Geburtstages Christi entstanden. Am 6. Januar beging man an vielen Orten das Fest der „Erscheinung“ (Epiphanie) des Gottes Dionysos auf Erden: alljährlich erschien in bestimmten Heiligtümern an diesem Tage der sonst im Olymp weilende Gott auf der Erde und ließ seine Gläubigen durch herrliche Wunder die Wonne seiner Gegenwart genießen. Die christlich-gnostische Sekte der Basilidianer machte in der Mitte des zweiten Jahrhunderts aus der Epiphanie des Dionysos die des Christenheilandes und feierte dementsprechend am 6. Januar den Tag, an welchem der erstgeborene Sohn Gottes die Himmelsräume verließ, um in Menschengestalt auf Erden zu erscheinen. Da in ihrem System eine eigentliche Geburt des Heilandes nicht stattfindet, sondern Christus erst bei der Taufe die Erde betritt, so hat hier der 6. Januar die Doppelbedeutung der Geburts- und Tauffeier. Man stellte sich die Geburt des Gottessohnes eben als das Herabkommen des himmlischen Geisteswesens bei der Taufe vor, wie denn Lucas 3, 22 in ihrer Bibel lautete: „Du bist mein lieber Sohn, heute habe ich dich gezeugt.“ Diese Feier hat in gnostischen Kreisen rasch Anklang gefunden und sich weithin verbreitet, derart, daß nach dem definitiven Sieg nicht nur über den Gnostizismus, sondern über das Heidentum überhaupt im vierten Jahrhundert die ägyptische Kirche zuerst, nach ihr die von Palästina, Cypern, Syrien, Gallien und Rom ohne Bedenken das Fest übernahmen. Das für den kirchlichen Christen — der ja eine eigene Geburtsgeschichte kannte — seltsame Zusammentreffen von Geburts- und Tauffeier auf denselben Tag erklärte man sich durch Hinweis auf Lucas 3, 23: Jesus war eben an seinem dreißigsten Geburtstage getauft worden.

Um dieselbe Zeit, in der sich dies erste Geburtstagsfest des Herrn, die „Epiphanie“ genannt, als ein Symbol des gewonnenen Sieges über die Gnosis in der Kirche verbreitete, entstand das „Weihnachtsfest“, die Feier des 25. Dezember. In einem römischen Kalender für das Jahre 354 findet sich bereits eine Liste der kirchlichen Gedenktage, beginnend mit der Notiz zum 25. Dezember: „Christus geboren zu Bethlehem in Judäa“, es folgen nach dem Datum geordnet die Gedenktage der Märtyrer vom 20. Januar bis 13. Dezember: der Kalender ist also bereits nach dem mit Weihnachten beginnenden Kirchenjahre angelegt. Ja eine im Jahre 336 abgeschlossene Bischofsliste desselben Kalenders beweist bereits durch ihre Anordnuug für diese Zeit die Kenntnis der Weihnacht in Rom. Aber trotzdem ist der 25. Dezember noch keineswegs als kirchliches Fest begangen worden. Wir besitzen nämlich eine Predigt, welche der 352—366 amtierende Bischof Liberius von Rom unzweifelhaft an einem 6. Januar gehalten hat, und in der er den „heutigen“ Tag als „den Geburtstag des himmlischen Bräutigams nach dem Fleische“ bezeichnet. Obgleich also in Rom bereits 336, ja wahrscheinlich schon etwas früher der 25. Dezember als Geburtstag des Herrn bezeichnet und das Kirchenjahr mit ihm begonnen wurde, hat man noch bis mindestens 353 an der älteren Geburts*feier* des 6. Januar festgehalten. Andererseits versichert uns Johannes Chrysostomus in einer 386 gehaltenen Weihnachtspredigt, daß vor 10 Jahren, also 376, die Feier des 25. Dezember von Rom aus in Antiochia eingeführt sei. Genauer noch bezeichnet ein armenischer Chronologe „Ananias der Rechner“ die Regierung des Kaisers Konstantius († 361) als die Zeit der offiziellen Einführung des Weihnachtsfestes in Rom: folglich hat die erste Feier des 25. Dezember zu Rom zwischen 353 und 360, also jedenfalls unter Bischof Liberius, stattgefunden. Und selbst die Liturgie der römischen Weihnachtsmesse zeugt noch bis heute davon, daß kein anderer als Liberius ihr Begründer ist: der vom Papst selbst zu leitende Hauptgottesdienst, das Hochamt an den Reliquien der heiligen Krippe, soll in der Kirche S. Maria Maggiore stattfinden*), deren alter Name nach ihrem Stifter lautet „Basilica des Liberius“. Von Rom aus hat das Fest seinen Siegeslauf über die ganze Christenheit angetreten: die syrische, kleinasiatische, Konstantinopeler Kirchen haben es noch im Verlauf des vierten Jahrhunderts angenommen, als die letzten sind vor 450

*) Seit 1870 wird diese Vorschrift natürlich nicht mehr befolgt; ein Kardinal vertritt jetzt den „Gefangenen im Vatikan“.

Ägypten und Palästina gefolgt. Nur die armenische Kirche hat bis auf den heutigen Tag am 6. Januar festgehalten.

Wie ist die römische Kirche darauf verfallen, die Geburt des Heilandes auf den 25. Dezember anzusetzen? Wir wissen, daß keine Tradition ihr das Datum an die Hand gegeben haben kann, daß vielmehr entweder allegorische Spekulation oder Anknüpfung an ein anderweitig gegebenes Datum ihr das Resultat geliefert haben muß. In der Tat ist hier beides zusammengetroffen, und so willkürlich uns auch diese Kombination erscheinen mag, ein tiefreligiöser Gedanke beherrscht sie mit sieghafter Gewalt: das Bewußtsein davon, daß sich in Christus das leibhaftig und wahrhaftig erfüllt habe, was die verblendete Heidenwelt in tastendem Suchen und dämmerndem Anschauen der wesenlosen Natur als das höchste und heiligste erkannt hatte: Christus ist die wahre Sonne der Welt!

Aus all dem wirren Drängen und wirbelnden Sichmischen der Gottheiten in der römischen Kaiserzeit hebt sich immer heller aufleuchtend der Gedanke hervor, daß eine einzige göttliche Persönlichkeit alles in sich begreife. Von einer Gottheit zur andern zog man mit der bangen Frage: Bist du der eine, wahre, übermächtige Gott? Schon Äschylus hatte den Zeus gefeiert als das „All und was erhabener ist als das" und Xenophanes hatte den Philosophen den Weg zum Zeus, dem ersten und letzten gewiesen. Andere sind dann zur Aphrodite gewallt und haben in ihr die Macht gefeiert, die die Welt regiert; wieder anderen schien die zaubermächtige Hekate oder die schicksalspendende Fortuna der Welten Rätsel zu lösen. Als in den beiden Jahrhunderten vor Christi Geburt der Orient über das Abendland sein Füllhorn wundersamer Gestalten ausschüttete, begann man Serapis oder Isis als den einen Gott zu verehren. Und wem all die bunten Gestalten nicht genügten, der betete zu einem geheimnisvollen, namenlosen „Höchsten", „Größten", „Besten", oder seine Phantasie schuf sich aus den Trümmerstücken des zerschmetterten Olymps einen abenteuerlichen Allgott „Pantheos". Doch wie mit elementarer Gewalt brach in diesem wilden Suchen und Sehnen ein uralter Glaube sich Bahn, um im Kampfe um das Weltenregiment den höchsten Platz zu erringen: der Gedanke, daß die leuchtende Sonne, die Spenderin alles Lebens und Glückes, die höchste und einzige Gottheit sei. Vor dem Gott, den der Grieche Helios, der Römer Sol, der Perser Mithra nannte, warfen sich Millionen auf die Kniee, und sein Glanz ließ bald alles andere verbleichen. Nichts ist bezeichnender für die Sieghaftigkeit dieses Sonnenglaubens als die Tatsache, daß nach der Einführung des Sonnenkultes im Kaiserpalaste durch die Antonine, vor allem Elagabel, Kaiser Aurelian, dessen Mutter Priesterin des Sol gewesen war, im Jahre 274 einen prächtigen Sonnentempel in Rom erbauen ließ, den „unüberwindlichen Sol" zum Reichsgott erhob und seine Verehrung mit dem Kaiserkult in enge Beziehung setzte. Im Zusammenhang mit dieser Bewegung erscheint auf den Münzen das Bild des Gottes mit Umschrift „dem unüberwindlichen Sol, dem Geleiter (des Kaisers), dem Schutzpatron (des Reiches)": selbst Konstantin hat das bis 323 noch beibehalten, ja sogar noch 330 ließ er in dem von ihm gegründeten Konstantinopel ein Bild des Sonnengottes auf ragender Säule errichten.

Mit dieser Gottheit, die in ihrer Hand alle Macht des Himmels und der Erde, des Olymps und des römischen Reiches vereinigte, hat das Christentum den Entscheidungskampf um die Weltherrschaft freudig aufgenommen, und im Ringen mit ihm ist das Wort geprägt worden, das uns im vierten Jahrhundert immer wieder entgegentönt: „Christus ist die wahre Sonne, er ist die Sonne der Gerechtigkeit", deren Aufgang Maleachi 3, 24 weissagend preist. Dies Wort ist keine Predigtfloskel, kein poetisches Bild, sondern der Ausdruck selbsterlebter Erfahrung der Streiter des Herrn. Und aus dieser Erkenntnis erwuchs mit zwingender Gewalt die andere: wenn Christus für die Welt des Seins und der Wahrheit das ist, was für die irdische Welt des Scheins die leuchtende Sonne bedeutet, so muß er auch in diese Erde eingetreten sein an dem Tage, an welchem die neue Sonne jedes kommenden Jahres geboren wird, zur Zeit der Wintersonnenwende. Am 25. Dezember feierte das heidnische Römerreich den „Geburtstag des unüberwindlichen Sol": auf den Nacken des besiegten Gegners setzte die Kirche den Fuß, als sie beschloß, am gleichen Tage den „Geburtstag der wahrhaft unüberwindlichen Sonne, der Sonne der Gerechtigkeit" festlich zu begehen. Ein altes Schriftstück, in dem wir aller Wahrscheinlichkeit nach das offizielle Sendschreiben zur Empfehlung des Weihnachtsfestes zu erblicken haben, schließt seine biblisch-astronomischen Erörterungen mit dem triumphierenden Hinweis: „Aber sie (die Heiden) nennen den Tag ja den Geburtstag des „Unüberwindlichen": Nun, wer ist denn so unüberwindlich wie unser Herr, der den Tod niederwarf und besiegte? Und sie heißen ihn den Tag der Sonne: Er ist die Sonne der Gerechtigkeit von der Maleachi, der Prophet, gesagt hat „Aufgehen wird euch, die ihr seinen Namen fürchtet, die Sonne der Gerechtigkeit und Heilung ist auf seinen Schwingen".

Lic. Lietzmann.

Bethlehem in Geschichte und Sage.

Du Bethlehem Ephrata bist mit nichten die kleinste in Juda, denn aus dir soll mir kommen, der in Israel Herr sei.

Wie gern hören wir diese Worte! Die uns überlieferte Geschichte unseres Herrn weist auf Bethlehem hin und weil wir den Herrn lieb haben, ist uns auch alles lieb und teuer, was auf sein Leben Bezug hat. Zudem klingt aus diesem Wort die Weihnachtsfreude heraus und jedes Wort aus Bethlehem kann unsere Freude vermehren. Der Ort ist durch die christliche Phantasie verklärt. Wir schauen im Geist hinein in die Höhle der Geburt, sehen Eltern und Kind, sehen die Hirten und hören den Lobgesang der himmlischen Heerscharen. Wer möchte diese Gebilde frommer Phantasie entbehren? Und unsere Kinder erfreuen wir unter dem Tannenbaum nicht zum wenigsten mit der Darstellung der Weisen in königlicher Pracht und ihrem Stern und erschaudern mit ihnen über die Gefahr, die dem Jesuskinde drohte. Wir kennen die Gefahren, die dem jungen Leben drohen, und es ist nicht nur Rahel, die umherirrt und weint und will sich nicht trösten lassen. Jede Familie hat bange Stunden zu überstehen, aber am Weihnachtsfeste überwiegt Freude und Dank. „Jetzt ist es Dankenszeit." Alle jene Erzählungen sind für uns, wie sie es einst beim Entstehen gewesen sind, Bilder von dem Wichtigen, Einzigartigen, das die Weltgeschichte erlebt und erfahren hat in Jesus, dem Heiland, Anwendungen und gemütvolle Auslegungen alter heiliger Schriftstellen, die da sagen „heute ist diese Schrift erfüllt vor euren Ohren".

Bethlehem ist schon vor Davids Zeit ein angesehener, wenn auch kleiner Ort gewesen. Seine Lage auf der Felsenkuppe befähigte es zur Festung und zur Abwehr der ringsum im Gebirge Juda und bei Jerusalem wohnenden kanaanitischen Stämme. Einer der Richter nannte Bethlehem als seinen Geburtsort und verbreitete über das Städtchen Glanz. Die an Mitgliedern reiche Familie läßt auf Reichtum und Fülle schließen. Andere Bürger haben ihren Namen der Nachwelt erhalten durch die streitbare Mannschaft ihrer Söhne und Enkel. Das liebliche Idyll des Buches Ruth aus der späteren Königszeit zeigt uns auch Bethlehem von einer anderen Seite. Das umgebende Land war fruchtbar, mit Wein, Feigen- und Ölbäumen bepflanzt und hatte gut gepflegte Äcker. Und wie malerisch ist das Landschaftsbild jetzt, wie es früher war! Während auf dem Wege nach Bethanien sich nur Staub und Steine und das fahle Laub der Ölbäume finden, ist hier auch im Sommer helles Grün. Auf dem Wege von Jerusalem nach Bethlehem sieht man Berg und Tal, rechts die an den Berggipfeln angeklebten Klöster, die Straße nach dem Grabe Rahels und nach Hebron mit dem für keinen

Christen zugänglichen Grabe Abrahams. Links fällt das weite Tal steil ab und zwischen den wieder ansteigenden Bergen sieht man einen Teil des Toten Meeres mit den sich darüber erhebenden Wolken verdampfenden Wassers. Wenn Samuel sich hier unter der streitbaren Mannschaft einen neuen König suchte, so leitete ihn die politische Klugheit. In Bethlehem waren die angesehenen Familien, die im Kampf gegen die Philistäer geschulte Mannschaft, der Held Elhanan, der Goliath erschlagen hatte, Brüder und Neffen von David, die, wie sich später zeigte, Kriegs- und Feldherrn-Geschick hatten, ein starkes wehrhaftes und reines Geschlecht. Daß die Wahl Samuels den jüngsten der Söhne Isais traf, ist ganz nach orientalischem Gebrauch geschehen, um das Ansehen des Priestertums zu sichern. Und nun webt und wogt um Bethlehem das Andenken Davids, des unschuldigen Hirten, des Sängers heiliger Lieder, welche ein Schatz für die dankbare und trostbedürftige Menschheit geblieben sind, des Siegers über Jerusalem, des Gründers eines Königsgeschlechts, welches nach zeitlicher Vernichtung im Stifter des Himmelreichs eine geistige Auferstehung gefeiert hat. Jesus der Christ! Bethlehems Fluren predigen seinen Namen und bei allem Urteil und Wissen kann auch der neuzeitliche Pilger sich des Eindrucks nicht erwehren, an einer durch Glauben und Überlieferung geheiligten Stätte zu stehen.

Es war an einem Sonntag im August, vor 13 Jahren, als ich von Jerusalem den Ritt nach Bethlehem machte. Freilich ist die Jahreszeit für das Morgenland keine günstige, aber die Hitze wird durch kühlen Luftzug gemildert und die Nächte sind empfindlich kalt. Beim Jaffator sitzen noch immer die Aussätzigen, die das Bettlerleben der Verpflegung im Hospital vorziehen. An der Landstraße sieht man rechts die langgestreckten Häuser einer jüdischen Niederlassung, die aber den Zweck des Landbaues verfehlte, da die Bewohner wieder zum Handel zurückgekehrt sind. Eine nicht weit davon liegende württembergische Kolonie dagegen gewährt durch ihre hübschen Bauten, blühenden Gärten, wohlbestellten Äcker und Weinberge einen herzerfreuenden Anblick. An der linken Seite erheben sich mehrere felsige Hügel, auf dem höchsten soll das Grabmal Herodes des Großen gestanden haben. Tiefe, schräg abfallende Täler folgen. An den Abhängen finden sich kleine runde, erbsengroße Steine, die in Beuteln den Fremden verkauft werden. Eine arabische Sage erzählt, daß Jesus einst im Vorübergehen einen Säemann gefragt habe, was er da säe. Der aber habe mürrisch geantwortet „Steine". So sollst du auch Steine ernten, war die Antwort Jesu. Wegen dieser Sage haben die Steine einigen Wert und ich freute mich, daß mir welche angeboten wurden und ich sie kaufen konnte. Später erfuhr ich, daß ich besonderes Glück gehabt hatte, da lange keine Steine gesammelt waren und noch manche europäische Bewohner sich nicht im Besitz solcher Andenken befanden. Auf steilem Wege reiten wir (ich hatte einen guten Reisegefährten, Prof. Achelis, gefunden) in den ersehnten Ort, versorgen unsere Pferde, und begeben uns in die Marienkirche. Sie liegt auf einem größeren Platz und ist mit den Klöstern der Griechen, der Franziskaner und Armenier zusammengebaut. Die Kirche ist über einer Felsenhöhle von Konstantin erbaut, von Justinian vergrößert und wird wohl mit Recht als die älteste christliche Kirche bezeichnet, da sie bei allen Zerstörungen der Stadt durch Araber, Ägypter und Seldschucken stehen geblieben ist. Der Eingang ist sehr eng und niedrig, so daß man sich bücken muß, vielleicht zur Abwehr von Entweihungen, vielleicht in Erinnerung an das Wort des Herrn: „Die Pforte ist eng, die zum Leben führet". Auch andere christliche Kirchen im Orient haben so niedrige Türen.

Aus der Vorhalle tritt man in das Langschiff ein. Das Mittelschiff ist unverhältnismäßig breit gegen die vier Seitenschiffe und was am meisten auffällt und betrübt, ist, daß das große Mittelschiff nur als Durchgangsort, als Plauderplatz, als Kühlraum benutzt wird. Zum Gottesdienst dient nur das Querschiff und das Chor, welche Teile durch eine hohe Mauer von dem Langschiff getrennt sind. Gleiches sieht man in den großen schottischen Kirchen, während in Holland der Chorraum leer steht und nur das Mittelschiff benutzt wird und ein Seitenschiff zur Aufstellung der langen Abendmahlstische. Zur Zeit der Kreuzzüge, als Balduin, Bruder des Gottfried von Bouillon, im Jahre 1100 hier gekrönt wurde, hatte das Mittelschiff auch eine hohe schräge Decke (jetzt eine gerade) und viele Mosaikbilder. Von solchen Bildern sind nur noch Reste erhalten, im Chorraum sind sie vollständig und behandeln die Geburtsgeschichte Jesu. Die byzantinische Kunst in der Herstellung solcher Bilder kann man nicht genug bewundern. Es ist eine vollständige Nachahmung der Gemälde in Farben, Licht und Schatten und Perspektive. Aus Konstantinopel habe ich mir einen Beutel von den Steinen mitgebracht, welche aus den übertünchten Wandbildern der Sophien(-Kirche)-Moschee herausgebrochen waren, lauter kleine aus verschiedenen Gesteinen und Glas geformte Würfel. Wären die Bilder in Bethlehem, Palermo, Ravenna usw. nicht aus so dauerhaftem Stoff zusammengesetzt gewesen, so wäre von der alten christlichen Kunst, Tracht, Kultur wenig erhalten geblieben.

Durch die Seitenschiffe gelangt man in den Chorraum und zu den Treppen, die in die Geburtshöhle führen. Die christlich-katholischen Staaten haben den Raum oben mit goldenen, unten mit silbernen Lampen ausgerüstet. Die Lampen haben alle dieselbe hübsche breite Form und brennen unablässig alle dicht beieinander, mit Ketten an der Decke befestigt. Die sogenannte Stätte der Geburt ist in einer niedrigen Nische, mit Marmor bekleidet, mit 15 Lampen behängt, mit einem silbernen Stern und mit einer legendaren Inschrift versehen. Dicht daneben wird der Ort der Krippe, der Weisen und des Brunnens gezeigt, in den der Stern von Bethlehem hineingefallen ist und das war damals ein großer Plumps und heutzutage ist es ein häßlicher Gegenstand des Aberglaubens. Ein evangelischer Christ kann keine Ehrfurcht vor solchen unheiligen Dingen empfinden, er bedauert den Wahn der dort Knieenden und empört sich über den wachthabenden türkischen Soldaten mit geladenem Gewehr, der durch den Wahnwitz der fanatischen griechischen und römischen Mönche notwendig geworden war. Kurze Zeit vor meiner Anwesenheit hatten die Griechen mit Messern die Franziskaner verwundet und viele getötet. Der Grund des immer wiederkehrenden Mordes ist der Vortritt bei den Festen. Die nach Joseph, Eusebius und Hieronymus genannten unterirdischen Stätten mit ihren albernen Erklärungen und schriftlichen Äußerungen der Briefsteller überlassen wir den — Weisen, denen manches, auch die Wahrheit, verborgen bleibt, und begeben uns wieder an die Oberwelt.

In dem Städtchen Christi ist alles ländliche Einfalt und nur die heiligen Psalmen unterbrechen das Stillschweigen, sagt die Schülerin des Hieronymus. In ihrer religiösen Schwärmerei sah und hörte sie nichts anderes als heilige Feiern und Gesänge. Tatsächlich werden an dem Wallfahrtsorte ebenso Bänkelsänger und Zauberer gewesen sein wie überall, sogar im fanatischen Mekka. Als wir in unser Gasthaus zurückkehrten, fanden wir dort eine Singspielhalle. Das war nun gar nicht nach unserem Sinne, wir gedachten aber des Schillerschen Wortes, daß wir das Große in das Leben hineinlegen und nicht darin suchen sollen. Bei unserer Abreise kauften wir noch allerlei Andenken, Becher und Schalen aus Asphalt vom Toten Meer, Olivenholz-Schnitzereien und Kreuze und Schmucksachen aus Perlmutterschalen, welche vom Roten Meer dahin gebracht werden. Alles ist hauptsächlich weibliche Handarbeit. Die Mädchen und Frauen sind wegen ihrer Schönheit und ihrer hübschen Tracht berühmt. Sie stammen der Mehrheit nach von Europäern, Kreuzfahrern, ab und da sie Christen sind, tragen sie nicht das abscheuliche Tuch über Kopf und Gesicht, welches man schönrednerisch Schleier nennt. Ihr flaches, hohes Barett ist mit vielen Reihen von Gold- und Silbermünzen bedeckt und Schnüre mit Münzen hängen auf die Brust herab. Sie sind Hochzeitsgaben des Bräutigams und werden im Falle der Not einzeln aus der Umschlingung gelöst. Ahnungslos

ritt ich meinem Begleiter durch die menschengefüllten Straßen nach, als er sich in einen feinen Galopp setzte und meinen Schimmel mit fortriß. Ich hatte gar nicht Zeit darüber nachzudenken, was wohl geschehen würde, wenn wir ein armes Menschenkind übergeritten hätten Wahrscheinlich gehört der Galopp zu einem Abzug aus Bethlehem und die Bewohner sind an dies erhabene Zeichen der Kunstreiterei gewöhnt. Mit Ehrfucht machten sie an beiden Seiten Platz.

Bethlehem behält seinen Wert, auch wenn wir gelernt haben, die Worte Michas anders zu verstehen. Er hat nicht den Ort, sondern das Geschlecht im Auge gehabt im Gegensatz zu dem ephraimitischen Königsgeschlecht, das aus Samaria stammt. Nicht aus Ephraim, nicht aus Samaria soll der neue Herr des Volkes kommen, sondern aus Juda, aus Bethlehem, aus dem Stammort Davids. Ähnlich haben einst unsere Väter gesprochen, nicht aus Habsburg, sondern aus Hohenzollern soll der Einiger Deutschlands kommen. Die Parallelen sind leicht zu ziehen. Aber auch in Bethlehem ehren und bekennen wir Jesum an Nazareth.

Hamburg. Otto Schoost.

Eine Weihnachtspredigt.

Von Fritz Löwe.

Heilig Abend war's, und rechtes Weihnachtswetter! Ein kalter Wind pfiff die Straßen entlang und trieb weiße Schneeflocken vor sich her. Überall hin — als wollte es auch der mächtigen Großstadt seine Macht zeigen und liebevoll auch für die Ärmsten der Armen sorgen — häufte das Christkind sein blinkendes Weiß — auf den glatten Damm und in jeden Winkel. Und man merkte auch am Straßenbilde Berlins, daß heute Weihnachtsabend war. Schneller noch als sonst, stürmten die Menschen dem warmen Heime zu. Manch einer hoch beladen mit schönen, noch im letzten Augenblick erstandenen Dingen — manch einer das kleine, weiß beschneite Tannenbäumchen im Arm, das Licht und Waldesduft für wenige Tage hineintragen sollte in das enge, dumpfe Großstadtheim.

Einer schloß sich heute dem frohen Heimwärtshasten der anderen nicht an. Ein junger Mann, den ein derber „Durchzieher“ als Studenten sicher legitimierte — ging vor dem Bahnhof Friedrichstraße langsam, in Grübeln und Sinnen versunken, auf und ab. Hin und wieder blieb er unter der erhellten Uhr an der Ecke stehen, blickte hinauf — schüttelte dann wieder, wie zornig abweisend den Kopf und setzte seine Wanderung fort.

Da donnerte oben mit schrillem Pfiff ein Fernzug in die Halle. Der Student fuhr zusammen und blickte wieder auf die Uhr.

„Der ist's!“ murmelte er vor sich hin. „Soll ich doch noch? Noch ist's Zeit!“

„Nein!“ rief er dann ganz laut, so daß der Berittene auf dem Damm zu ihm hinübersah. „Nein, fort mit der Sentimentalität! Du bleibst. Du kannst nicht anders!“ — Und entschlossen stürmte er fort, über die Weidendammer Brücke ins „quartier latin“, seinem Stammlokale zu.

Er wußte wohl, es würde dort traurig einsam sein. Alle Kommilitonen waren nach Hause geeilt. Aber er war dort wenigstens unter Menschen — gleichviel welchen! Und einen Weihnachtsbaum zündete der Wirt zum dampfenden Punsch ja auch seinen Gästen an. Also!

Er betrat das große Gastzimmer, aber blieb unwillkürlich noch zögernd einen Augenblick an der Tür im Innern stehen. Es war doch eigentlich ein gräßlicher Aufenthalt heute für ihn: dieser leere, öde Raum mit der geschmacklosen Tapete, den steifen Tischen und dem Geruch nach Küche, Rauch und Bier, der sich ihm unangenehm auf die Brust legte. Das alles konnte der übertrieben bunt ausgeputzte, noch nicht brennende Weihnachtsbaum in der fernen Ecke nicht vertreiben.

„Aber nur keine Gefühlsduselei!“ schalt wieder die trotzige Gegenstimme in ihm.

Da hatte sich auch schon die Kellnerin, die ihn und seine Freunde stets bediente, von ihrer Handarbeit erhoben, eine in ihrem einfachen Kostüm — dem schwarzen Kleid und der großen weißen Schürze darüber — doppelt schlicht und jugenfrisch erscheinende Mädchengestalt. Man sah's beim ersten Blick: noch kein verdorbenes und verderbendes Großstadtgeschöpf. Ein Hauch von Landluft — den der Moloch Berlin noch nicht vernichtet — ging von ihr aus.

Sie begrüßte den Studenten mit einem herzlichen Händedruck. „Gott sei Dank, wenigstens ein Mensch, mit dem man reden kann! Ein Glas Punsch, Herr Doktor Freimann?“

„Zwei, Mieze!“ bestellte er und ließ sich in einer Nische an seinem Stammtisch nieder.

„Sie wissen doch, Herr Doktor“ — wollte das Mädchen protestieren — „ich trinke nie mit den Herren!“

„Lassen Sie nur, Mieze!“ sagte er einfach. „Heute müssen Sie's tun. Es bekommt mir sonst nicht.“ —

„Oh! Sie sind auch einsam heut am Heiligabend?“

Sie ging, und er sah, wie sie beim Weihnachtsbaum zur Schürze griff, um sich die Augen zu trocknen.

„Auch einsam!“ flüsterte der Doktor. Ihm war's, als ob er jetzt die Glocken in seinem Heimatdörfchen hörte. Jetzt gingen sie alle zur Kirche und dann — als ob man Kind geblieben, dem der Weihnachtstand noch alles war — erwartungsvoll nach Haus, bis die Klingel tönte, die zum brennenden Baume rief.

Noch einmal zog der Grund seiner Einsamkeit heute am Heiligabend vor seiner Seele vorüber. Seine innere Entwicklung, sein ehrliches Ringen nach Wahrheit — das nun sein eigener Vater, der doch als Pfarrer sonst das Wort der Wahrheit über alles stellte, — so — so belohnt hat.

Er rekapitulierte sein Leben. Der Vater, ein seelenguter Mensch sonst, aber unerbittlich streng im Punkt seiner ehrlich geglaubten Dogmatik, hatte es mit Freude begrüßt, daß sein einziger Sohn Theologie studierte. Aber als sein Franz in gleichfalls ehrlicher Wahrheitsliebe andere Bahnen suchte und fand — in immer erregteren Disputen Wahrheit gegen Wahrheit, Überzeugung gegen Überzeugung stand und der Vater zum Schluß immer wieder rief: Wie kann man nur mit solchen Anschauungen Pastor werden wollen? — Da hatte der Sohn im letzten Semester die Konsequenzen gezogen. Die schon längst liebevoll nebenher gepflegte Philologie war zum Hauptfach erklärt, der Doktor gar — natürlich mit meist geborgtem Gelde — „gebaut“ worden. Und nun war's dem „Alten“ wieder nicht recht gewesen! Der stolze Doktor hatte keinen Eindruck gemacht. Im Gegenteil! Das Geld — das für den „Dr.“ wohl nötige, aber für Pfarrersleute noch viel notwendigere Geld — hatte die Hauptrolle gespielt. Nach schroffer Auseinandersetzung mit trotziger Fehdeerklärung der raschen Jugend an das Alter war Franz gegangen.

„Nein! wahrhaftig! Ich konnte nicht anders handeln“, seufzte er. „Ich könnte heute nicht daheim unter dem Weihnachtsbaum Liebe und Fröhlichkeit heucheln. Der Riß ist zu tief. Darum mutig, mannhaft die Folgen getragen! Auf eigenen Beinen stehen!“

Da war Mieze auch mit dem duftendem Getränk. Sie stießen an.

„Fröhliche Weihnacht!“ rief der Doktor.

„Das glauben Sie ja selber nicht“, meinte das Mädchen ehrlich, und mit ihren noch feucht schimmernden blauen Augen ihm ernst ins Gesicht blickend, fragte sie: „Aber warum sind Sie denn heute nicht daheim, Herr Doktor? Haben Sie denn auch keine Eltern mehr?“

„Die hab' ich wohl, Mieze.“ —

„Und doch sind Sie heut nicht zu Hause bei ihnen? Haben Sie denn kein Reisegeld gehabt? Ach, das würd' ich mir zusammensparen das ganze Jahr über — und müßt' ich hungern und in Flicken laufen: könnt' ich heut' Abend nur

noch einmal bei meinen Eltern in der Heimat sein, mit ihnen unter dem Weihnachtsbaum!“

„Mieze, Prosit!“ rief der Student, dem wieder im Innern ein Ton vibrierte, den er schon übertäubt zu haben glaubte. Er leerte sein Glas. „Aber ich kann Ihnen wirklich das alles nicht hier auseinandersetzen, Mieze!“

„Ach so! Pardon, Herr Doktor. Sie haben recht. Ich bin ja nur eine Kellnerin, wie die andern.“ Stolz und traurig zugleich, wollte sie sich erheben.

Der Student aber drückte sie auf ihren Stuhl zurück. „Pfui, Mieze! Haben wir — meine Freunde und ich — Sie jemals behandelt wie die anderen, die Sie meinen? Ja? Haben wir uns nicht gefreut — sagen Sie's selber — hier im Sumpf der Großstadt ein nettes, frisches Mädchen zu finden, mit dem man fast sprechen kann, wie mit seiner Schwester, weil Sie rein und unverdorben geblieben sind trotz allem?“

Da fuhr sie zusammen, wie vom Blitz getroffen. Da sah sie ihn an mit einem kurzen Blick — so tief, so todestraurig — und dann sank ihr blondes Köpfchen auf ihre Hände, und sie schluchzte zum Herzzerbrechen.

„Kind! Mädel! Mieze! Was ist Ihnen denn nur? Sehen Sie doch! Jetzt brennt der Weihnachtsbaum.“

Sie hörte nicht. —

Auf einmal fuhr sie empor. Eben noch hochrot und jetzt blaß wie der Tod — keuchte sie stockend, heiser: „Ja der Weihnachtsbaum brennt — und da — da ist er! Da sitzt er wieder, wie im vorigen Jahr!“

„Er, Mieze? Wo? Der Hüne dort, der gewaltige, dicht am Baum, der wohl wie Siegfried, der Schmied einen Ambos in Grund und Boden schlagen könnte! Der?“

„Ja, Herr Doktor! Der ist's!“ und ihr blasses Gesicht wurde purpurrot — denn der riesige Mann, der dort einsam still am Christbaum saß und mit den mächtigen Fäusten sein Haupt stützte, hatte sich plötzlich umgewandt und sie angesehn! —

„So, Mieze? So stehts?“ drohte Franz lächelnd. „Und da klagten Sie eben noch, daß Sie heute einsam wären!“

„Herr Doktor!“ rief das Mädchen, und die Tränen stiegen wieder in ihren Augen auf. „Ja, das bin ich dennoch, und er ist's auch. Wir sind's beide durch meine Schuld. Wir könnten beide heut' glücklich sein unter unser'm eigenen Weihnachtsbaum. Und nun ist alles vorbei. Durch meinen unseligen Trotz. Der hat alles zu Schanden gemacht, auch mein Leben! Wollen Sie's hören“? Und als er nickte, erzählte sie hastig: „Der da sitzt, stammt aus meinem Dorfe. Ich hab mit ihm gespielt. Wir, Adolf Rösicke und ich, tanzten und spielten auch am Nachmittage der Konfirmation im Walde mit einander unter den übrigen — harmlos noch wie Kinder und doch schon die Zukunft ernst im Auge und im Herzen. Da kam das Leben. Mich hat es rauh gepackt. Die Eltern starben. Als kleine Besitzerstochter wollte ich nicht dienen. Töricht genug! Als Stütze war ich wohl zu schwerfällig. Ich fand auch nicht die rechte Stellung. Und es giebt ja ebensoviel schlechte Herrschaften, wie schlechte Mädchen. Genug. Ich sah und hörte, wie's andern hier gut ging in Berlin. Da kam auch ich hierher, um mein Glück zu suchen. Ich fand auch schließlich hier, wo's anständig hergeht und der Wirt keine Frechheiten duldet, einen Unterschlupf. Und Sie wissen ja: für die Gemeinheiten der anderen hatte ich keinen Sinn!“

„Ja, Mädel! Das wissen wir wahrhaftig. Deshalb haben wir ja auch unsern Stammtisch hier beibehalten!“

„So lebte ich ganz ruhig und fröhlich dahin. Etwas Abwechselung war ja auch stets vorhanden. Aber da — heute vor'm Jahr — wer tritt hier ein, als der Weihnachtsbaum gerade brannte?“

„Adolf Rösicke natürlich!“

„Ich kannte ihn sofort wieder, obwohl er so groß und männlich geworden war. Er hatte mich gesucht und gefunden. Erst schämte ich mich vor ihm. Ich war ja eine Kellnerin geworden. Aber bald wußte ich aus seinem Benehmen zu mir, daß er sich nach mir erkundigt hatte. Er war lieb und gut und voll Achtung. Und an seinen Augen merkte ich, daß ich ihm gefiel, wie er mir. Das war ein schöner Heiligabend — und die Heimat war bei uns, und die Zukunft stand vor uns — so hell, wie die Weihnachtslichte. Und nun kam er öfter. Wir gingen miteinander und verlobten uns.“

„Was ist er denn?“ fragte Franz neugierig.

„Er hat Schmied gelernt und ist jetzt Werkmeister bei Siemens und Halske mit einem hübschen Einkommen. Er wohnt bei seiner alten Mutter, die zu ihm gezogen ist.“

„Aber warum hat er Sie denn da nicht sogleich geheiratet, wenn er Sie so liebte?“

„Er wollte es auch. Aber ich wollte nicht. Ich war ja zu stolz. Ich mußte erst nähen und sticken. Etwas Geld hatte ich ja auch. Ich wollte nicht genommen werden — so wie ich ging und stand von der Straße fort. Ach, hätt' ich's — hätt' ich's doch nur getan! Da kam das Unglück! Das Scheußliche! — Ach, sehen Sie mich nicht so an, Herr Doktor. Ich schäme mich vor Ihnen!“

„Aber, Mieze!“ rief der Student erschrocken.

„Ja“, sagte sie tonlos. „Ich war wie die anderen. Aber nicht aus Lust an der Sünde — nein, aus Trotz, aus kindischem Trotz kam alles wie es kam! — Eines Abends — es war schon kurz vor Geschäftsschluß — saß Adolf bei mir, wie meist. Diesmal müde, verstimmt, einsilbig. Ich langweilte mich, offen gesagt. Am Nebentisch pokulierte der Wirt mit einigen fröhlichen Herren seiner Bekanntschaft. Als ich ihnen wieder volle Gläser brachte, forderte mich einer der Gäste auf, mit ihm anzustoßen. Da der Wirt dabei war und es zu wünschen schien, konnte ich nicht nein sagen. Plötzlich stand Adolf vor mir mit zornrotem Gesicht. „Komm mit! Sogleich! Du sollst Dich hier nicht verkuppeln lassen!“ rief er befehlend. — Der Wirt war aufgefahren. „Herr, was erlauben Sie sich? So lange Ihre Braut bei mir in Stellung ist, hat sie auch die Pflicht der Höflichkeit meinen Gästen gegenüber zu erfüllen. Und Sie wissen, daß hier nichts Ungehöriges verlangt wird!“ Adolf ließ sich nicht beruhigen. „Dann verlange ich von Dir, daß Du sofort Deine Stellung aufgiebst. Du kommst jetzt mit mir — sofort — oder ich komme nie wieder!“

Da war mein Trotz erwacht. Kühl erwiderte ich: „Mir kann's recht sein. Ich weiß, was ich zu tun habe!“

Er taumelte hinaus, ohne noch ein Wort zu sagen. „Dem haben Sie's gut gegeben, Mieze! Der Prolet ist auch wahrlich nichts für Sie! Der lange Bauernlümmel!“ so lachten und höhnten die anderen ihm nach, so daß er's noch hören konnte. Und die Korken knallten. Der Wein schäumte in den Gläsern. Ich war ausgelassen fröhlich, wie nie zuvor, und trank und gab immer Bescheid.

Nachher hob man mich in eine Droschke. Da war's mir, als ob sich vom Schatten an der Wand eine Gestalt löste und zwei Augen mich anstarrten — so bittend, so traurig, so verzweifelt. Ein Ruck ging durch meine Glieder. Ich wollte mich hinausstürzen. Aber rings Gelächter, und die Droschke rasselte davon. —

Als ich aus dem Nebel, der mich umfangen hatte, erwachte: da blickte ich in dem Zimmer eines fein eingerichteten Restaurants in die lachenden, roten Gesichter der beiden Herren vom Lokal. Ich schloß für eine Weile die Augen wieder. Doch dann war ich empor, wie ein Blitz — und als ob mich der Böse verfolgte — ohne Hut und Mantel — hinaus in die Nacht. Ich stürmte die Linden entlang, durch die Friedrichstraße. Auf der Brücke machte ich Halt und sah hinab in die dunkle, gurgelnde Spree. Mir war's, als ob sie riefe: Was willst du denn noch dort oben? Komm zu mir, um dich rein zu waschen! Dich hast du entehrt, ihn beschimpft, verloren für immer. Zu Ende! Zu Ende nun alles!

Da kam ein Schutzmann, und ich stürmte weiter, bis ich auf meinem Bett lag und schluchzte und weinte über mein verlorenes, verscherztes Glück!“

„Aber Kind!“ beruhigte sie der Student. „Es ist ja schlimm, was Sie sich da angerichtet haben. Aber doch nicht das Schlimmste, wie ich fürchtete!“

„Noch nicht das Schlimmste, Herr Doktor?“ fuhr sie fast zornig auf. „Nein! Aber der Ekel vor mir selber, der Ekel, der nicht von mir gewichen ist seitdem. Und heut' ist wieder Heiligabend. Und das alles durch meinen kindischen Trotz!“

Sie legte wieder den Kopf auf den Tisch.

Da aber war's, als ob ein gelindes Erdbeben den Stammtisch-Winkel erschütterte: Der Stuhl des Doktors — und er mit ihm — flog schräg an den Ofen hinter ihm, sodaß er noch so eben mit seinem Stuhl balancierte, wie der berühmte Turm von Pisa — der Tisch mit den Punschgläsern, die auf der Erde klirrend zersplitterten, hob sich nach der anderen Seite — und wie ein mächtiger, düsterer Schatten legte sich's vor des Doktors Augen! Als er entsetzt aufblickte, da stand der Riese, der schon lange von der anderen Seite des Ofens aus ihr Gespräch belauscht hatte, vor ihm und wiegte die schlanke Mieze wie ein Wickelkind auf seinem Arm.

Und die hatte ihre Hände um seinen Hals geschlungen. Die Tränen rieselten nur so über ihre Backen, aber ihre Augen leuchteten wie Sonnenschein über Wiesentau.

„Du! Du hast mich doch noch lieb?“ flüsterte sie in seligem Glück.

„Na, und wie! Und wie! Du Trotzkopf Du!“ jubelte der große, bärtige Mann und drückte sie immer wieder an sich.

Diese Art von Liebe erregte allerdings Sensation im Lokal. Der Wirt und mit ihm die Gäste — aufgeschreckt von dem Getöse — bildeten lachend und jubelnd corona. Der Riese merkte nichts davon. Er ließ nur Mieze jetzt aus seinen Armen und wandte sich zu Franz, der immer noch auf seinem schrägen Stuhle balancierte. Er streckte schon seine gewaltigen, breiten Hände aus, um auch ihn an seine Brust zu ziehen. „Herr Doktor, Ihnen muß ich doch auch noch danken, daß ich das alles erfuhr!“

„Schon gut! Schon gut, Herr Rösicke“ — rief der entsetzt — „bringen Sie mich, bitte, nur wieder in die richtige Balance!“

Da, und bei dem Freudengelächter der Umstehenden, erwachte der Werkmeister aus seinem Freudenrausch. Er begriff die Situation und trat auf den Wirt zu.

„Entschuldigen Sie, Herr! Ich bezahle alles. Und nicht wahr, Mieze: heute kommst Du mit mir für immer zu meiner Mutter?“

„Sogleich! Sofort, wenn Du es willst!“ rief das Mädchen und schmiegte sich an ihn vor allen Gästen.

„Na! Siehste woll, Mädel! Du Trotzkopf Du!“ Und noch einmal wiederholte er mit ihr den Riesenaufschwung.

„Aber zuerst, Mieze, müssen wir mit Deinem Doktor anstoßen, der mich unbewußt so glücklich kuriert hat.“ — —

Der aber war leise davongeschlichen.

Kleinlaut, beschämt. Beschämt von einer Kellnerin, einem Arbeiter.

„Die Liebe höret nimmer auf!“ klang's in ihm wieder. Und am Heiligabend, dem großen Feste der Liebe, da soll die harte Rinde des Trotzes, der Selbstsucht schwinden, — da soll man sich dem großen Arzt da oben nicht feige entziehen!

Ja, feige, wie du getan hast!

Welch eine Kluft hatte die beiden dort getrennt — und wie leicht hatte die Liebe wieder die Brücke geschlagen vom Herzen zum Herzen. Und du und dein Vater?

Ja, es war eine Predigt gewesen — eine ernste Weihnachtspredigt, die ihm dort geworden war!

„Ich will mich aufmachen und zu meinem Vater gehen“ flüsterte er unwillkürlich. Er sah nach der Uhr.

„Erst acht! Gott sei Dank! In einer Stunde kann ich daheim sein. Ich glaube, sie freuen sich doch — auch wenn ich so spät noch komme!“ — Er eilte den Weg, den er zuvor gegangen, zurück.

Die Straßen waren leerer geworden. Überall von den Häusertürmen, den sonst so düsteren Mietskasernen blinkte das Licht des Weihnachtsbaumes hernieder. Kinderlachen — Glockenklänge! Jetzt war auch ihm weihnachtlich zu Mut geworden. Er konnte es jetzt kaum erwarten, nach Hause zu kommen. Der Narr, der er gewesen!

Da war er wieder an der hellen Uhr vor dem Bahnhof. Er wollte zum Billetschalter stürmen. —

Doch was war das?

Ihn durchfuhr ein Schreck, den er nie wieder vergessen würde in seinem ganzen Leben.

Dort unter der Uhr stand ein alter, weißhaariger Mann. Ein Landpastor.

Ohne Frage. Man sah's sofort an seiner Kleidung, seinem ganzen Wesen.

Dort in seinem Dorfe ein so Gewaltiger — und hier in der Großstadt so klein, so hülfsbedürftig, so gebrechlich!

Franz starrte hinüber. —

„Es ist ja unmöglich! Mein Vater, der noch eben —? Der so hart zu mir war? Es ist unmöglich!“

Doch da eine Geste, die der Sohn am Vater kannte von Kindheit an — die der Verzweiflung, der Hoffnungslosigkeit!

„Herr Gott, der du die Liebe bist! Wahrhaftig. Er ist's!“ —

„Mein Vater? Du — Du bist gekommen?“

„Mein Junge“ — ein heller, seliger Jubellaut! — „Junge, hast Du wirklich geglaubt, daß Dein Vater ohne Dich Weihnachten feiern könnte?“

„Vater, mein Vater! Vergieb mir!“

„Dummer Junge“, knurrte der Alte. „Komm jetzt nach Hause! Wir wollen den Baum anstecken.“

Vom Büchertisch.

Alle Bücherbesprechungen, ob sie von uns erbeten sind oder nicht, auch diejenigen, die über den Rahmen des „Büchertisches“ hinaus selbständige Artikel geworden sind, bitten wir direkt an D. Fischer, Berlin NO 18, Weberstr. 56/57, einzusenden. D. Red.

Dr. Karl Bader. Turm- und Glockenbüchlein, eine Wanderung durch deutsche Wächter- und Glockenstuben. Gießen 1903. Rickers Verlag.

Auf 214 Seiten bietet der fleißige Verfasser, der 183 Nummern benutzter Literatur aufführt, in sechs Abschnitten (1. Einleitung. 2. Vom Turm. 3. Beim Meßner und in der Turmtreppe. 4. Im Reiche der Glocken. 5. Bei den Turmwächtern. 6. Zur Turmspitze) eine starke Fülle von Material bautechnischer, künstlerischer, historischer Art. Über 20 Abbildungen berühmter Glockentürme ꝛc. steuern der Ermüdung und bieten Abwechselung, außer Hunderten von Einzelheiten über Größenmaße von Türmen und Glocken, eine große Zahl eingestreuter Anekdoten, Inschriften, Verschen, und Kuriosa aus der Sage, Welt- und Kulturgeschichte aller Zeiten und Länder.

Das gut ausgestattete Buch (geh. 4 ℳ) wird nicht bloß müssigen Leuten, denen die Poesie der Türme und Glocken einen Reiz bietet, sondern auch dem ernsteren Freunde der kulturgeschichtlichen Anekdote willkommen sein.

Max Hesses Volksbücherei. Leipzig No. 148: Hans Benzmann, Moderne Lyriker I: Detlev von Lilienkron.

No. 149—150: Detlev von Lilienkron. Zehn ausgewählte Novellen.

Wer urwüchsige und wirklich naive deutsche Lyrik wünscht, die, obwohl energisch befreit von dem unfruchtbaren theoretischen Naturalismus der Moderne, doch in bestem Sinne modern ist nach ihrem Ideengehalt und Formenreichtum, weil ein Dichter sich darin „auslebt“ und gibt wie immer er ist, der greife zu dem lange Zeit unbeachteten und jetzt als Sechziger immer besser erkannten Detlev von Lilienkron.

Das Bändchen von Benzmann würdigt den Dichter in seiner Bedeutung für die moderne und für die deutsche Literatur überhaupt. Er preist ihn als den Neuschöpfer des deutschen Naturgedichts und des deutschen Liedes, stellt seine prächtige, in wahrem Sinne schöpferische Phantasie ins rechte Licht, weist an vielen Proben die geradezu suggestive Wirkung seiner Kunst nach und lehrt sie uns als die echte und große Kunst erkennen, ohne doch die Schranken, die auch diesem Dichter gezogen sind, den Mangel einer großartigen Einheit des Weltbegriffs und an philosophischem Gedankengehalt zu verhüllen.

Eine Probe von Lilienkrons Prosa gibt uns die Auswahl aus seinen Novellen. Die beiden Kriegsstücke: „Eine Sommerschlacht“ und „Nächtlicher Angriff“ sind sicherlich Perlen der Erzählungskunst. Es sind lebendige, glänzende Schilderungen im Stil der Episode, in raschem,

sozusagen in kurzen glitzernden Wellen dahineilendem Rythmus, die den Lyriker und Balladendichter verraten. Was wir freilich sonst in dem Bändchen finden, mag nicht jedem ganz gefallen. Gewiß, die frische unbekümmerte Art des Erzählens mag entzücken, eine überreiche Fülle wie im Wirbelsturm vorübertanzender Blätter und Blüten der Poesie mögen hier und da den echten Dichter verraten, aber, wem Einheitlichkeit des Inhalts, Gleichmäßigkeit der Darstellung, tiefere psychologische Motivierung für unerläßlich bei einem wahren Kunstwerk gelten, der kann die meisten Prosastücke Lilienkrons nur mit starkem Vorbehalt loben.

Ein bißchen Lilienkronsche Lyrik wäre manchem deutschen durch die gut gemeinten, aber meist ein wenig schwächlichen Wassersüppchen unserer spezifisch „christlichen" Literatur verwässerten Magen herrlich gesund und sehr zu wünschen. Mancher wird sich zwar zunächst seufzend bekreuzigen gemäß den prächtigen Versen Gustav Falkes:

„Lilienkron, der edle Ritter,
Fegte wie ein Lenzgewitter
Durch die deutsche Lit'ratur.
Onkel, Tante, tief erschrocken,
Zerrten zitternd alle Glocken:
Herr, schütz' unsre fromme Flur!"

— aber der Dichter wird auch Widerstrebende fortreißen, und man wird zwischen den Harmonien den einen oder andern Mißton einer den Salon bisweilen verleugnenden Sprache überhören und den kraftstrotzenden Poeten lieben und loben lernen.

„Zwar, man stand in Furcht verloren,
Spitzte lang und längste Ohren:
Hannchen, welch ein frecher Ton!
Aber bald fiel man im Kreise
Trunken in die neue Weise
Ein: Viktoria! Lilienkron!"

Sch.

Pastoraltheorie von Alfred Krauß, herausgegeben von Lic. Friedrich Niebergall. Tübingen, Mohr, 1904. 272 S. 2 M.

Als Krauß, damals Professor der Theologie in Straßburg i. E., 1890 den ersten Band seines „Lehrbuchs der praktischen Theologie" herausgab, da ward von Sachverständigen sofort anerkannt, daß dies Werk zu den vorzüglichsten Leistungen in seinem Gebiete gehöre. Der Verfasser starb vor der Veröffentlichung des zweiten Bandes, den H. Holtzmann herausgab. Den letzten Teil dieses Bandes hat in der obengenannten Schrift Lic. Niebergall jetzt in einem „Sonderabdruck" mit wenigen Änderungen von neuem uns dargeboten. Er hat damit den Geistlichen eine Wohltat erwiesen. Man kann nur wünschen, daß jeder junge Theologe, der in ein kirchliches Amt eintritt, diese Schrift sorgfältig studiere. Und älteren Pfarrern, die in Gefahr sind, die Hauptsache in ihrem Berufe, die Seelsorge, über kirchlichen Modeneigungen zu vergessen, ist nichts dringender zu empfehlen als das Studium dieser inhaltreichen Schrift. Die allgemeinen Fragen erörtert Krauß mit bewunderungswürdiger Einfachheit und Klarheit. In frischer, anschaulicher Sprache bietet er eine unübersehbare Fülle von Erfahrungen dar. Es wird kaum eine Beziehung, in die der Pfarrer als Seelsorger treten, kaum eine Frage geben, die ihm in seinem amtlichen Wirken entstehen kann, für die er nicht in diesem Buche überraschend klare Auskunft fände. Der Verfasser hat als Geistlicher in der Schweiz seine Erfahrungen gesammelt. Der nüchterne, praktische, rückhaltslos offene Sinn des Schweizers tritt uns in jedem Urteil entgegen, das er ausspricht. Praktisch, ganz geeignet für konkrete Belehrung ist schon die Einteilung des Stoffes. Sie ist folgende: I. Teil: das pastorale Wirken in der kirchlichen Sphäre (in den regelmäßigen Amtspflichten, im Verhältnis zum kirchlichen Leben der Gemeinde an sich, und den Beziehungen zu anderen religiösen Genossenschaften); II. Teil: das pastorale Wirken in der bürgerlichen Sphäre (in Familie, Schule, Gemeinde, Staat); III. Teil: das pastorale Wirken in der gesellschaftlichen Sphäre (in den persönlichen Beziehungen zur Gemeinde, als christlicher Hausfreund, das Haus des Pfarrers, das persönliche Leben des Geistlichen). Die Klarheit und Einfachheit seiner Darstellung gewinnt Krauß vor allem dadurch, daß er das Verhältnis der Kirche zum Reiche Gottes scharf und sicher erfaßt. Die kirchliche Frage ist ihm nicht eine „dogmatische", sondern eine „soziale" Frage. Die Kirche ist demnach ein menschlicher Organismus zur Erhaltung und Pflege des Reiches Gottes, der wie jede menschliche Organisation einem ewigen Zwecke dient, aber ebenso im Verlauf der Geschichte fortzubilden ist wie alle anderen menschlichen Einrichtungen, die auch dem Zwecke der Erziehung des Volkes dienstbar sind. Der Pfarrer ist zunächst ein Christ wie jeder andere, nur sein Beruf ist von allen anderen Berufsarten unterschieden. „Das Amtsluthertum ist dem modernen Bewußtsein nichts anderes als eine unerträgliche Reaktion, gegen die es sich durch Verhöhnung der Kirche selber wehrt." Krauß ist auch ein Gegner des Konfessionalismus, der nur auf Rechthaberei beruht. Man sollte von ihm nicht reden, das eigene Haus nicht gegen andere Häuser absperren, aber sie auch nicht gewaltsam mit einem gemeinsamen Dache überbauen, die Union also nicht erzwingen, sondern sie werden lassen. Die verschiedenen Richtungen haben nur so viel Wert, als sie christliche Humanität fördern. Was darüber hinausgeht, das sind Schulmeinungen. Und mit Schulmeinungen hat es die Kirche nicht zu tun. Die Seelsorge ist unserm Verfasser vom höchsten Werte Sie nur gibt der Predigt und der Katechese die rechte Innigkeit. Wer sie verabsäumt, der kann wohl als hervorragender Redner bewundert werden; aber diese Bewunderung wird ihm deshalb zuteil, weil er im übrigen die Leute nicht geniert. Pastor bin ich erst, wenn ich in den Familien bekannt bin. Die Pflege besonderer Gemeinschaften in den Gemeinden kommt zuletzt nur dem Sektentum zu gute. Und die Liebestätigkeit soll ein Werk der dazu berufenen Organe, der bürgerlichen und der kirchlichen Gemeinde sein; sonst fällt sie den Kliquen in die Hände. Schon aus diesen wenigen Proben erkennt man den gesunden Sinn, den klaren Blick und die treffende Ausdrucksweise unseres Verfassers. Ich muß mich mit diesen Proben begnügen. Um aber zu zeigen, wie vielseitig unsere Schrift ist, gebe ich beispielsweise noch an, welche Fragen Krauß in einem Abschnitt behandelt. Ich wähle den über das pastorale Wirken in Beziehung auf den Staat (S. 167—187). Hier weist Krauß zunächst nach, daß auch der Pfarrer nicht politisch gesinnungslos sein, aber auch nicht auf politische Agitation sich einlassen darf. Er erörtert die Frage, ob und inwieweit es zweckmäßig ist, daß der Geistliche ein politisches Amt annehme. Er weist nach, wie unheilvoll es sei, wenn die Kirche offiziell in den Dienst politischer Zwecke gestellt wird („schwarze Polizei"), daß aber auch der Pastor, wo es notwendig ist, sein Recht suchen muß. Für den Rechtsschutz, den der Staat der Kirche zuteil werden läßt, darf er fordern, daß sie das Volk zur Moralität erziehe und in einzelnen Fällen, z. B. durch Eidesunterweisung, ihm Hülfe leiste (obwohl der Eid immer mehr zu beschränken ist). Es folgt eine sorgfältige Erörterung über das Beichtgeheimnis, über die Fürsorge für die Gefangenen, über die Todesstrafe und die Vorbereitung der Verurteilten zu ihrem letzten Gange. Ich bemerke noch, daß Krauß auch die Literatur seines Gegenstandes umfassend anführt und zum Teil eingehend beurteilt. Möchten all diese Mitteilungen dazu dienen, das Buch in den Bibliotheken aller Pfarrer einzubürgern. Und möchte der Verleger noch andere Abschnitte der „praktischen Theologie" von Krauß, namentlich die Liturgik, durch billige Sonderabdrücke den Geistlichen zugänglich machen.

Sulze.

H. Friedrich. Graf Praslin. Schauspiel in fünf Aufzügen. L. Frobeens Verlag, Berlin SW. 61.

Der Hugenottennachkomme Graf Praslin hat die katholische Gräfin Bastiani geheiratet und die katholische Taufe seiner beiden Kinder stillschweigend geduldet. Sein aus dem Prinzip der Toleranz heraus der Gattin gegebenes Versprechen, daß jeder ungestört seines Glaubens leben solle, wird ihm leid, da der Hausjesuit und die Gesellschafterin und Mitbetschwester der Gräfin ihm der Gattin und der Kinder Herz völlig zu entfremden drohen. Er dringt auf protestantische Erziehung, indem er mit Hülfe des reformierten Predigers eine evangelische Lehrerin ins Haus nimmt. Die katholische Koterie benützt die erwachende Eifersucht der Gräfin gegen die jugendlich-reizvolle Dame und rät zur Flucht, aber die selbstgewählte Trennung vom Gatten und die Erkenntnis seiner völligen Schuldlosigkeit erschüttert zugleich mit dem Glauben an die bisherigen Vertrauten auch den Kirchenglauben der Gräfin. Sie konvertiert zugleich mit ihrem Vater und ihrer Gesellschafterin und kehrt reuig zum Gatten zurück.

Der Aufbau der Handlung, die in Paris spielt, ist geschickt. Einzelne Personen, besonders der jesuitische Pfaff, der Graf und sein Schwiegervater sind ganz gut gezeichnet. Die Tendenz ist wirkungsvoll behandelt und die Gegensätze sind klar herausgestellt. Über manche Mängel, wie den etwas schwach motivierten Glaubenswechsel, sieht man gern hinweg, da einzelne wirklich dramatische Höhepunkte nicht fehlen.

Das im fünffüßigen Jambus geschriebene Stück eignet sich nicht bloß zu Vereinszwecken, es dürfte auch das schärfere Licht einer Kunstbühne vertragen.

Sch.

Theodor Goldberg. Die Tochter des Pharao. Biblisches Festspiel. Annaberg im Erzgebirge. Richard Liesche, 1904. 60 ₰

Die Errettung des Mosesknides aus dem Wasser und die Übergabe des Knaben an die ägyptische Priesterschule wird in drei kurzen Aufzügen behandelt. Mit entsprechender Ausstattung dürfte das für Jungfrauenvereine geeignete anspruchslose Versstück ganz niedlich wirken.

Sch.

Karl Klingemann. Pilatus. Ein Passionsspiel in zwei Aufzügen. Essen 1904, Baedeckers Verlag. 60 ₰

Die beiden Akte haben Jesu Tod zum Hintergrund. Der erste besteht aus Hin- und Widerreden zwischen Pilatus und seiner Frau Klaudia, einigen Ratsherren und Dienern, dem Auftreten des Hauptmanns, der vom Tode Jesu Kunde bringt und dem des Joseph von Arimathia, der den Leichnam fordert. Der zweite spielt zehn Jahre später in Vienna in Gallien, wo Pilatus und Herodes Antipas nebst Gattin einander als gestürzte Größen in der Verbannung begrüßen.

Der Hauptinhalt sämtlicher Reden bildet die Gemütsstimmung des Pilatus, der von seinem Weibe als ungerechter Richter beschuldigt, noch nach zehn Jahren seinen Urteilsspruch über Jesus nicht vergessen kann und in dem Tode seiner Gattin und seiner Verbannung nach Gallien die Strafe des Schicksals erkennt, ohne doch wie jene zum Christenglauben gelangt zu sein.

Was historisch nicht greifbar ist, das konstruirt sich der Verfasser und gestaltet es zu einem „Passionsspiel", durchaus nicht dramatisch gewandt oder mit reicher Erfindung, aber doch in ganz netten Versen unter Betonung der Tatsächlichkeit des Erdbebens und der Finsternis bei Jesu Tode, sowie des offenen Grabes bei seiner Auferstehung. Manchem, der dogmatisch empfindet und dabei auf künstlerische Höhe verzichtet, vielleicht zur Erhebung und Erbauung.

Sch.

Herausgeber: Pastor R. Emde (verantwortlich), Bremen, Kirchbachstraße 7, und Prediger D. M. Fischer, Berlin NO 18, Weberstraße 56/57. Verlag und Druck von Carl Schünemann, Bremen.

Protestantenblatt

Beilage Nr. 52.

Bremen — Berlin.

24. Dezember 1904.

Zur kirchlichen Zeitgeschichte.

Inhalt: Unsere Beilage. — Die kirchliche Zeitgeschichte und der Weihnachtsbüchertisch. — Über die gegenwärtige Lage der Christen in Japan. — Nachrichten. — Vereine und Versammlungen. — Anzeigen.

Unsere Beilage

hat ihren ersten Jahreslauf beendet. Was sie alles gebracht in ihren Spalten mag der Leser im Register nachsehen. Über die Grenzen Europas hat sie in christliches und kirchliches Leben fast aller Lande Europas hineinblicken lassen; sie ist den Bewegungen und Erregungen der Volksseele im Jahreslaufe nachgegangen, hat urteilen und verurteilen, hat preisen und schildern dürfen, was sich regt in Volk und Kirche. Mit uns danken's unsere Leser den freundlichen Mitarbeitern aus Stadt und Land, von fern und nah, daß ihnen der Blick weiter und freier und tiefer geworden ist über die Grenzen des eigenen Lebens, der eigenen Gemeinde und des Ortes hinaus ins weite Land und in die Tiefen der von Gott geschaffenen Zeitbewegungen. Nun soll es rüstig weiter gehen mit neuen Plänen im alten Geist der Entschlossenheit, der Wahrhaftigkeit und der Liebe. Doch einige Wünsche hat die Redaktion auf dem Herzen zum Jahresschluß und neuen Anfang. Noch mehr Antworten möchten wir vernehmen aus dem Leserkreise hin und her, — es redet sich besser, wenn man dem Freunde ins Auge sieht, so möchten wir unserm Freunde, für den wir arbeiten, dem Leserkreise, ins Auge sehen. Und zwei Bitten aus dem Leserkreise an die Mitarbeiter: 1) Unsere Leser müssen viel und vielerlei lesen in unserem Zeitalter der Druckerschwärze, da tut's wohl, wenn man gleich oder bald die Hauptsache, um die es sich handeln soll, erkennt; da liebt man die kurzen, gleichsam in Extrakte zusammengekochten Artikel oder Abschnitte, die das Auge bald übersieht und der vielbeschäftigte Geist rasch auffassen und verarbeiten kann. „Ja das Auffassen", klagt mir 2) ein Leser, „wird uns sauer, wenn man uns immer als vielwissende kluge Theologen und Pastöre behandelt. „Bekanntlich" ist uns nichts bekannt von Theologie und derlei Wesen, darum hübsch deutsch und deutlich reden für ein durch keinerlei theologische Sachkenntnis getrübtes Laiengemüt und uns nur solche Dinge bringen oder so die Dinge sagen, daß sie uns interessieren. Wie wäre es, wenn ein jeder seine Frau oder seinen besten Laienfreund zum Schiedsrichter machte, ob sein Artikel — der herrlich und großartig immerhin sein kann, für uns tauge?" — Das ist eine harte aber, wie wir fühlen, eine gerechte Rede und darf doch die Antwort nicht verschwiegen sein, die wir dem eifrigen Laienanwalt gaben: „Ei, so schreibt Ihr doch einmal, Ihr Laien, damit wir merken, wie Ihr's haben wollt." Und das soll gelten als eine Bitte der Redaktion an die Laien, helft uns bei der Mitarbeit, wir werden schon zurecht helfen, wo vielleicht, wie der Schlesier sagt, das Schriftstück noch nicht das rechte „Geschicke" hat. Unsere Beilage soll Stimmen aus der Gemeinde bringen, damit die Kirchenmänner einmal ihr und ihrer Handlungen Negativ sehen, das sie in die Laienseelen hineinwerfen.

Und nun die alte und doch immer neue Bitte: Helft werben für unser Blatt. Weihnachtsnummer und Neujahrsnummer werden in großer Auflage gedruckt. Adressen, die dem Verlag Carl Schünemann mitgeteilt werden, erhalten beide Nummern zugesandt, dann ist's der Leser Sache, nach dem Eindruck zu fragen und zur Bestellung zu ermuntern.

Zum Schlusse aber für's frohe Weiterkommen im alten Jahre: Gott sei gedankt und zum Weiterwandern von Herzen: Mit Gott.

Die kirchliche Zeitgeschichte und der Weihnachtsbüchertisch.

Zeitgeschichtlich interessant ist der Weihnachtsbüchertisch in diesem Jahre, so können wir wohl hier in unserer Beilage auf ihn Bezug nehmen. Da sind zuerst die Verhandlungen des diesjährigen 22. Deutschen Protestantentages, der so viel gelobt und so viel verlästert wird, mit der Predigt von D. Mehlhorn: „Die Kirche für die Lebenden" (einzeln 30 Pfg.), den Hauptreferaten D. Dorners und D. Fischers mit dem gleichlautenden Titel: „Die christliche Lehre nach dem gegenwärtigen Stande der theologischen Wissenschaft und ihre Darbietung an die Gemeinde" (jedes einzeln zu 50 Pfg.), und von D. Sulze und Pfarrer Mayer, das erste mit dem Titel „Nur durch die Überwindung des Katholizismus in beiden Kirchen, in der evangelischen und der katholischen, und durch die unumwundene Rückkehr zur ursprünglichen Religion Jesu ist die wachsende Macht des Atheismus zu brechen", das zweite: „Der Kampf wider den Atheismus" (beide zusammen 80 Pfg.) sind erschienen im Verlage von Schwetschke u. Sohn, Berlin W. 35 und können durch jede Buchhandlung bezogen werden zum Preise von 2.50 Mk. Positiv und ohne Verschärfung der Gegensätze sind hier die Gedanken des Protestantenvereins dargeboten und es ist ungezogen von den Gegnern, wenn sie behaupten, der Protestantenverein hätte den Kampf, an dem sie jetzt ihre Freude haben, angefangen. — Dann sei ein Buch genannt, das wir gar zu gern noch vor dem Fest ausführlich besprochen hätten, damit recht viele deutsche **Bürger** es sich zu Weihnachten wünschen zur Vertiefung und Erweiterung ihrer politischen Gedankenwelt, ein Buch voll Ernst und fleißiger Arbeit, das zum Zeitverständnis anleiten will: **Ethik und Kapitalismus**, von Pfarrer Lic. Traub-Dortmund. Nun zwingen uns Zeit und Raum nur eine Inhaltsübersicht zu geben: 1. Schwierigkeiten der Erörterung. 2. Charakteristik der kapitalistischen Wirtschaftsform. 3. Anklagen gegen den Kapitalismus. 4. Selbstverteidigung des Kapitalismus. 5. Die Hauptfrage. 6. Gefühlsethik. 7. Interessenethik. 8. Berufs- und Klassenethik. 9. Konfessionelle Ethik. 10. Das Wesen des Sittlichen. 11. Moral und Christentum. 12. Ethik und Volkswirtschaft. 13. Arbeitsgemeinschaft. 14. Ethik und Technik. 15. Geistesgemeinschaft. 16. Erziehung des Gesamtwillens. 17. Nützlichkeit und Sittlichkeit. 18. Der Kaufmann. 19. Der Konsument. 20. Der Rentner. 21. Der Bauer. 22. Der Unternehmer. 23. Der Handwerker. 24. Der Arbeiter. 25. Die Frauenfrage. 26. Rückblick und Ausblick. — Das Buch ist durchaus kein Theologenbuch, kein Studierstubenelaborat, so fleißig für dasselbe

studiert ist. Wen die ersten Überschriften schrecken, den mögen die Nummern 18 bis 25 locken. Das Buch ist erschienen im Verlag von Eugen Salzer in Heilbronn, in den Buchhandlungen zu haben oder jedenfalls leicht zu beschaffen. Hierbei sei den Besuchern des Protestantentages und unseren Lesern die Vorfreude gegönnt zu wissen, daß das schöne Referat von Lic. Traub in Berlin über „Kirche und Sozialdemokratie“ in den ersten Nummern des neuen Jahrganges unseres „Protestantenblattes“ erscheinen wird. — Aber wir müssen weiter: Der Verlag von J. F. Lehmann in München hat gesammelt und herausgegeben: Beiträge zur Weiterentwicklung der christlichen Religion. (Preis 5 Mk., geb. 6 Mk.) Da sind: 1. Wesen und Ursprung der Religion, ihre Wurzeln und deren Entfaltung von Professor v. Schröder-Wien. 2. Das Alte Testament im Lichte der modernen Forschung von Prof. D. Gunkel-Berlin. 3. Evangelium und Urchristentum, das Neue Testament im Lichte der historischen Forschung, Prof. D. Deißmann-Heidelberg. 4. Heilsglaube und Dogma, Prof. D. Dorner-Königsberg. 5. Religion und Sittlichkeit, Professor D. Herrmann-Marburg. 6. Christentum und Germanen, Sup. D. Mayer-Zwickau. 7. Wissenschaft und Religion, Prof. D. Eucken-Jena. 8. Religion und Schule, Prof. D. Rein-Jena. 9. Die gemeinschaftbildende Kraft der Religion, Lic. G. Traub-Dortmund. 10. Das Wesen des Christentums, Prof. Lic. Wobbermin-Berlin. — Wahrhaftig, unsere Laien können nun etwas wissen oder lernen über religiöse Fragen und der unerträgliche Zustand der Unbildung, der religiöse Gespräche mit Laien oft so sauer macht und der die Laien hineinfallen ließ auf allerlei Welträtsellöser oder Zarathustras, kann aufhören. — Dem will weiter dienen das groß angelegte Sammelwerk von Lic. Friedr. Mich. Schiele: Religionsgeschichtliche Volksbücher für die deutsche christliche Gegenwart im Verlag von Gebauer-Schwetschke, Halle a. d. S., das Heftchen in guter Ausstattung 40 Pf. Bücher sind erschienen oder erscheinen in Kürze: „Die Quellen des Lebens Jesu“, von Prof. Wernle; „Jesus“, von Prof. Bousset (ein Doppelheft); „Paulusbriefe“, von Prof. Vischer; „Die Entstehung des Neuen Testaments“, von Prof. Holtzmann; „Kämpfe um die Weltanschauung vor 2000 Jahren“ (aus der Zeit, da das Buch Hiob und die Weisheit Salomonis entstand) von Prof. Löhr; „Vorbereitung des Christentums in der griechischen Philosophie“, von Prof. Pfleiderer; „Seelenwanderung“, von Prof. Bertholet; „Paulus“ (seine Person und seine Gedankenwelt), von Prof. Wrede; „Das apostolische Zeitalter“, von Prof. Dobschütz. „Welchen Glauben hatten die Juden als Jesus auftrat?“ von Lic. Hollmann. Ein großer Reichtum für suchende und fragende Christen. Der rührige Verlag hat ein Abonnement eröffnet, wie aus der Beilage der letzten Nummer zu ersehen ist, und gibt sechs Hefte für 2,10 Mk., oder zwölf Hefte für 4,20 Mk. — Auch an dieser Stelle sei der neuen Übersetzung und Erklärung des Neuen Testaments gedacht, an der die Professoren: Baumgarten, Bousset, Gunkel, Heitmüller, Jülicher, Weiß und die Pastoren Knopf, Hollmann, Köhler, Lueken arbeiten und deren erste Lieferung zu Weihnachten erscheinen wird. Der Verlag von Vandenhoeck und Rupprecht in Göttingen nimmt Anmeldungen zum Bezug aller zehn Lieferungen à 1 Mk. entgegen. — Zur Kenntnis des Neuen Testaments hat endlich Prof. D. von Soden zwei Beiträge in gemeinverständlicher Form geliefert. Die wichtigsten Fragen im Leben Jesu, Ferienkursverträge. 124 S., geh. 2 Mk., geb. 2,60 Mk., und Urchristliche Literaturgeschichte (die Schriften des Neuen Testaments). Preis 3 Mk. Beide erschienen im Verlag von Alexander Dunker in Berlin. Ein klarer und glänzender Stil, großes Geschick, den Laien in die schweren Fragen einzuführen, das Fehlen alles gelehrten Beiwerks und die volle Beherrschung des Stoffes geben hier dem Laien treffliche Führung durch ein vielgenanntes und doch vielen unbekanntes Gebiet. — An Hausraths Lutherbuch sei nur erinnert. In Summa ein reicher Büchertisch, der viele locken möge zu nehmen und zu lesen, — das kann der kirchlichen Zeitgeschichte und ihrer Entwicklung nur nützlich sein.

Über die gegenwärtige Lage der Christen in Japan

sind von dem Pastor Schiller in Kyoto, einem Missionar des allgemeinen evangelisch-protestantischen Missionsvereins, den Kreisen der Breslauer Ortsgruppe dieses Vereins genauere briefliche Nachrichten zugegangen, die von allgemeinem, erfreulichem Interesse sein dürften, und den Japanern alle Ehre machen. Wir entnehmen denselben folgendes:

„Alle Befürchtungen, welche bei Ausbruch des russisch-japanischen Krieges von mancher Seite für das christliche Missionswerk in Japan gehegt wurden, haben sich glücklicherweise als unnötig erwiesen, da die Bevölkerung Japans bis auf diesen Tag (der Brief ist vom 26./8. datiert) die gewohnte Maßhaltung und Selbstbeherrschung sich bewahrt hat. Gleich zu Anfang des Krieges erließ die Regierung in anerkennenswerter Vorsicht an alle Provinzialbehörden Instruktionen wegen ausgiebigen Schutzes der Ausländer, die aber gegenstandslos waren, da bisher keinem Fremden ein Haar gekrümmt worden ist. Ebenso forderte der Minister des Innern alle religiösen Lehrer und Prediger jedweden Glaubens auf, ihren Anhängern religiöse Duldung und Verträglichkeit einzuschärfen, und die Tatsache, daß in der japanischen Verfassung Religionsfreiheit garantiert ist, wurde nachdrücklich konstatiert. Als die Russen den Versuch machten, gegen Japan dadurch Stimmung zu machen, daß sie den Krieg als einen solchen zwischen Christentum und Heidentum hinstellten, protestierte in Tokio eine großartig besuchte Versammlung, in welcher namhafte Vertreter der in Japan hauptsächlich vertretenen Religionen auftraten gegen eine solche Formulierung, und eine später in Sapporo, im Norden Japans, gehaltene Versammlung nahm den gleichen Standpunkt ein. Die Missionen haben bisher ungestört ihre Arbeit tun können. Selbst die griechische Kirche unter Leitung des russischen Bischofs Nikolai ist in ihrer Missionsarbeit in Japan nicht behindert worden, wie denn auch der russische Bischof ruhig im Lande blieb. Natürlich ist das direkte Interesse für eine neueindringende Religion, wie sie das Christentum darstellt, durch die Kriegsbegeisterung, die das ganze Volk durchdringt, verringert worden. Aber es bieten sich mancherlei neue Gelegenheiten zur Missionsarbeit, da der Krieg durch das Heer von Leid und Sorge, das er im Gefolge hat, in zahllosen Herzen das Bedürfnis nach religiösem Trost und Zuspruch mehrt. Auch unter den Truppen, sowohl den im Felde befindlichen, wie den die Lazarette in der Heimat füllenden, ist Missionsarbeit möglich. Die Heeresleitung hatte allerdings zu Anfang die Auswahl der mit ins Feld rückenden Religionsvertreter den Führern der einzelnen Abteilungen überlassen, und die Folge war, daß die Christen zunächst übergangen wurden. Aber die oberste Heeresleitung machte dies Versehen wieder gut, indem sie ihrerseits 6 christliche Prediger, je 3 Missionare und 3 Japaner, auf Staatskosten ins Feld sandte, ohne dieselben bestimmten Truppenteilen zuzuweisen. Es war dies um so billiger, als ja unter den Truppen selbst so viele Christen sich befinden. Gibt es doch kaum eine Christengemeinde des Landes, aus der nicht der eine oder andere Krieger ins Feld gezogen ist. Selbst Kontreadmiral Uryu, welcher den ersten Seesieg im gegenwärtigen Kriege errungen hat, ist Christ und gehört als Ältester einer Presbyterianer-Gemeinde an. Da in diesen schweren Kriegszeiten die christlichen Anstalten der Inneren Mission in Japan nur schwer die nötigen

Geldsummen zur Erfüllung ihrer Aufgaben zusammenbringen, so war es doppelt erfreulich, daß sowohl der japanische Kaiser, wie auch der japanische Kronprinz durch reiche Gaben das große christliche Waisenhaus in Okayama unterstützten und so die allgemeine Aufmerksamkeit auch auf diese Pflicht richteten. — Vom Standpunkte der protestantischen Mission aus sollte man allgemein den Sieg der japanischen Waffen erhoffen, da das Vordringen Rußlands in der Mandschurei und in Korea bei der bekannten russischen Intoleranz den dort blühenden protestantischen Missionen den Garaus machen würde, wie auch die römische Mission in diesen Gegenden nichts Gutes zu erwarten hätte. Andererseits würde der Sieg Japans Korea und China nicht nur der europäischen Kultur definitiv erschließen, sondern auch der christlichen Verkündigung neue Wege und Aussichten eröffnen, und das um so mehr, als schon jetzt die japanischen Protestanten, die doch nur 45 000 Seelen stark sind, eine eigene Mission in Korea begonnen haben, eine Arbeit, die nach einem definitiv siegreichen Kriege einen neuen mächtigen Impuls empfangen würde. Wie die Dinge jetzt liegen, ist zu erwarten, daß die nächste Zukunft Ostasien dem Christentum ein gut Stück näher bringen wird."

Soweit Pastor Schiller. Derselbe gilt nach seiner langjährigen erfolgreichen Missionsarbeit in Japan als einer der besten deutschen Kenner dieses Landes. Ob freilich seine Hoffnungen auf die generöse Haltung der japanischen Regierung und des japanischen Volkes auch für den Fall künftiger Mißerfolge Japans sich erfüllen dürften, bleibt erst noch abzuwarten. Man wird also auch in Missionskreisen gerade im gegenwärtigen Augenblick gut tun, mit vorzeitigen Prophezeiungen zurückzuhalten. Andererseits ist es anzuerkennen, daß das „heidnische" Japan die christlichen Missionen bisher besser behandelt hat als das „christliche" England die Mission in Südafrika bei und nach dem Burenkriege. Insofern ist der obigen Schilderung des Pastors Schiller eine gewisse Bedeutung beizumessen.

Hierbei sei mitgeteilt, daß Schiller in seiner 1903 erschienenen vielbeachteten Flugschrift „Das heutige Japan und das Christentum"*) die Gesamtzahl der japanischen Christen auf etwa 200 000 Seelen angibt, ein verhältnismäßig günstiges Resultat, wenn man bedenkt, daß erst vor dreißig Jahren die japanischen Strafgesetze gegen die Christen (die „böse Sekte") aufgehoben worden sind und das Gesetz der Religionsfreiheit erst vor fünfzehn Jahren (am 11. Febr. 1889) in Japan in Kraft trat. Seitdem stieg die Übertrittsziffer zum Christentum auf jährlich 4,6 Prozent, während der natürliche Bevölkerungszuwachs nur 1¹/₉ Prozent beträgt. In Tokyo allein wohnen über 14000 Christen, und bereits 1902 wurden im Lande 456 organisierte evangelische Gemeinden mit 380 ordinierten japanischen Pastoren gezählt, neben 174 griechisch-katholischen Gemeinden und 210 römisch-katholischen Kirchen und Kapellen. Dabei sind gerade die Christen in einflußreichen staatlichen Stellungen, in Heer und Verwaltung, mit einem verhältnismäßig großen Prozentsatz beteiligt. Beispielsweise zählt der japanische Reichstag außer dem bereits zum vierten Male hierzu erwählten (inzwischen verstorbenen) christlichen Präsidenten (Kataoka Kenkichi — dem Leiter der großen Missionsschule Doschischa zu Kyoto) 13 christliche Mitglieder, unter ihnen einige der einflußreichsten Männer des Hauses, darunter einen, der sogar in einem stark buddhistischen Distrikt mit fünffacher Majorität gewählt wurde. Auch mehrere der großen Tageszeitungen in Tokyo stehen unter der Leitung christlicher Männer.

*) Heidelberg, Evangelischer Verlag.

Nachrichten.

Allgemeines.

Universität. D. Martin Rade, der Herausgeber der „Christlichen Welt", wurde zum außerordentlichen Professor in Marburg, Privatdozent lic. Dr. Köhler wurde zum außerordentlichen Professor in Gießen ernannt. — Professor D. Bolliger in Basel legt seine Professur nieder und ist zum Pfarrer am Neumünster in Zürich gewählt.

Protestantisches.

Mecklenburg. Das strelitzische Konsistorium hat der Bildung des Deutschen evangelischen Kirchenausschusses zugestimmt. So sind jetzt alle deutschen Kirchenregierungen bis auf Reuß ä. L. und Sachsen-Altenburg am Kirchenausschuß beteiligt.

Großherzogtum Hessen. Bei der großh. Staatsregierung besteht die Absicht, die evangelischen Konfessionsgemeinden in den Städten, die nach einzelnen selbständigen Sprengeln getrennt sind, gesetzlich dazu zu zwingen, ihre kirchlichen Bedürfnisse, die seither jeder der einzelnen Sprengel für sich aufgebracht hat und zwar nach Maßgabe seiner Bedürfnisse in Zukunft zu addieren und durch Aufschlag auf sämtliche Parochianen der Gesamtgemeinde zu erheben. Dagegen erheben die Dekanatssynoden des gesamten Hessenlandes Widerspruch und zwar mit der Begründung, daß es bei diesem geplanten Modus den einzelnen Kirchengemeinden fast unmöglich gemacht würde, die größeren Sonderbedürfnisse, z. B. Kirchenbauten, zu befriedigen. Man sieht in der Einführung des geplanten Modus einen unberechtigten Eingriff in die garantierte Selbständigkeit der Kirchengemeinden. Besondere Ungerechtigkeiten ergäben sich in solchen Gemeinden, in welchen die evangelischen Konfessionen noch getrennt sind.

Württemberg. Der Landtag hat am 20. Oktober einstimmig beschlossen, daß Dissidentenkinder auf Wunsch ihrer Erziehungsberechtigten vom Religionsunterricht befreit sein sollen. Die Regierung hat diesem Beschluß zugestimmt.

Württemberg. Einen neuen Vorstand hat unser Hauptverein der Gustav Adolf-Stiftung gewonnen in der Person des vor kurzem zum Hofprediger ernannten Dr. K. Hoffmann, eines Sohnes des früheren Berliner Oberhofpredigers. Hat doch das Jahr 1904 uns den Verlust des früheren verdienten Vorstandes, Stadtdekans und Oberkonsistorialrats Dr. Braun gebracht, der im heiligen Land sein frühes Grab finden sollte. Es darf vielleicht als ein „Zeichen der Zeit" erwähnt werden, daß der neue Vorstand auf dem Gustav Adolf-Fest in Ludwigsburg der beiden daselbst geborenen Theologen und zugleich Altersgenossen Strauß und Vischer als zweier scharfer Kritiker Erwähnung tun konnte, ohne daß sich ein Sturm der Entrüstung im Kreis der Frommen des Landes erhob. Das war früher anders, als bei der Beerdigung von Strauß Studienratsdirektor Binder als Freund dem Freunde ins Grab nachrief: „Die deutsche Jugend wird dein nicht vergessen!" oder, als auf Vischer aus Anlaß seiner Antrittsrede in Tübingen heftige Angriffe erfolgten aus dem pietistischen Lager. — Lebhaft wird zur Zeit in der evangelischen Lehrerpresse die Frage der Simultanschule verhandelt, welche vor allem von den sogen. Jungliberalen auf ihren Versammlungen erörtert wird. Besonders die „Volksschule", das Organ des Württembergischen Volksschullehrervereins, und das noch freier gerichtete „Lehrerheim" sprechen sich für Einführung der Simultanschule aus, wogegen von anderer Seite geltend gemacht wird, daß dadurch die konfessionelle Spannung eher verschärft als gemildert würde. Das kann sein, auch ist es möglich, daß mit der Simultanschule dem ultramontanen Geist doch nicht mit Erfolg beizukommen wäre. Aber andererseits ist nicht zu verkennen, daß der evangelische Religionsunterricht, so wie er meist in unserer Volksschule herkömmlich erteilt wird und erteilt werden soll durch Pfarrer und Lehrer, nicht als befriedigend gelten kann

weder nach der Methode noch nach dem Erfolg. Das wird von vielen empfunden und kommt auch da und dort zum Ausdruck, aber das, was man neuere Theologie heißt, ist den Lehrbüchern und Lehrplänen für den religiösen Unterricht in der Volksschule noch fremd geblieben.

Römisches.

Römisch-katholische Gedanken über protestantische Ehen kommen im Deutschen Reiche kaum mehr klar ans Licht. In Österreich ist man ungenierter. Gegen einen Verein, der sich dort gebildet hat, um die gesetzliche Ermöglichung der Wiederverheiratung bei rechtskräftig geschiedenen Eheleuten zu erreichen, erlassen römisch-katholische Geistliche und andere Führer der Klerikalen in Salzburg nach der „Deutsch. ev. Korr." einen Protest, in dem es heißt:

„Jede andere Verbindung von Mann und Weib außerhalb des Sakramentes, und geschehe dies auch kraft welchen zivilen Gesetzes immer, wäre unter Christen nichts anderes als ein schändliches und verderbliches Konkubinat, das von der Kirche verurteilt wird." (Allokution des Papstes Pius IX. von 1851.) Demnach könnte eine auch unter staatlicher Sanktion eingegangene zweite Ehe geschiedener katholischer Eheleute nie und nimmer eine vor Gott gültige Ehe sein, sondern würde vielmehr ein öffentlich konzessioniertes Konkubinat bleiben.

Da die evangelische Ehe **kein** Sakrament ist, gilt also:

1) Alle Ehen, die nicht nach römisch-katholischem Ritus, d. h. in sakramentaler Weise, abgeschlossen werden, also die Ehen aller Nichtkatholiken sind schändliche und verderbliche Konkubinate.

2) Alle Anordnungen des Staats in Ehesachen, somit die ganze staatliche Zivilstandsgesetzgebung, wie solche in sämtlichen Kulturstaaten mit alleiniger Ausnahme von Österreich besteht, sind null und nichtig.

Vereine und Versammlungen.

Berliner liberale Pastoralkonferenz Dienstag den 3. Januar, 6 Uhr nachmittags, **Architektenhaus** Wilhelmstr. 92/93, Saal C. Tagesordnung: Referat „Die Offenbarung". Ref. Dr. Ferd. Jac. Schmidt. Debatte. Nach Schluß der Verhandlungen zwangloses Beisammensein. Theologen im Kirchen- und Schulamt und Kandidaten als Gäste willkommen. Die Verhandlungen sind nicht öffentlich.

Neue Geschenk-Werke aus dem Verlag von Carl Schünemann, Bremen.

Rektor Siebrand. Eine Erzählung von der Elbmündung von Martin Bücking, Braunschweig. 232 S. 8⁰. Preis brosch. ℳ 3.—. Fein gbd. ℳ 4.—.

Landen und Stranden. Erzählungen von der Wasserkante von Dr. Arthur Obst, Hamburg. 112 S. 8⁰. Preis brosch. ℳ 1.20. Eleg. gbd. ℳ 2.00.

Der Wunderborn. Niedersächsisch-friesische Balladen von Georg Ruseler, Oldenburg. Preis hocheleg. gbd. ℳ 3.—.

Dünung. Gedichte v. Wilh. Lobsien, Kiel. Mit Buchschmuck von Mary Freiin Knigge. Preis in Original-Band ℳ 3.—.

Heidjers Heimkehr. Eine Erzählung aus der Lüneburger Heide v. Diedr. Speckmann. Preis brosch. ℳ 2.—, gbd. ℳ 3.—.

Vom Hundertsten ins Tausendste. Nordische Skizzen von L. Brockdorff-Ahlefeldt. Preis ℳ 1.50.

Lienhop un annere Geschichten. En plattdütsch Geschichtenbook v. Friedrich Freudenthal. Preis brosch. ℳ 2.—, gbd. ℳ 3.—.

Heimatbilder aus Niedersachsen Serie I., II., III. Je 16 Bilder nach Originalen erster niederdeutscher Künstler. In hocheleganter Mappe. Preis ℳ 4.—.

Höhe 12 cm.
Oberer Durchmesser 6 cm.

Kleine Abendmahlskelche in stylgerechter Form zum Einzel-Gebrauch fabriziert in verschiedener Ausführung: versilbert, poliert u. desgl. innen vergoldet; altsilber innen vergoldet.
Berliner Metallwarenfabrik
H. A. Jürst & Co. A.-G.
Adlershof-Berlin.
Musterläger: Ritterstr. 71, Friedrichstr. 64.

Höchste Auszeichnungen.
Emmer-Pianinos.
Flügel-Harmoniums.
Fabrik Berlin C 89, Seydelstr. 20.
Günstigste Zahlungsbedingungen.
Preisbuch gratis.

Der deutsche Protestantenverein
Von D. Hönig.
Preis 30 ₰.
Bremen. Carl Schünemann.

Wollsachen
werden z. Kleiderstoffen, Buckskin, Teppichen u. Decken umgearb. i. d. Grünberger Wollweberei G. Allmendinger, Grünberg (Hess.)
Proben frei.
Mechanische Weberei.
Handweberei.

Harmonium.
Das Nordische Musikhaus in Flensburg, Inh. Pastor a. D. S. Simonsen, ist auf Anregung mehrerer Pastoren mit der Tendenz begründet, Musikfreunden beste Harmoniums u. Pianos zu tunlichst kleinem Preis zu liefern. 20 J. Garantie. Probesendung kostenlos. Kataloge gratis.

Harmoniums,
erstklassiges Fabrikat von vollendeter Tonschönheit liefert zu den günstigsten Bedingungen
E. Beckmann,
Dünnow i. Pommern.
Kataloge gratis und franko.

Junger Glaube
Eine Sammlung von Kinder- und Jugendpredigten herausgegeben von
Pastor R. Emde
Preis brosch. ℳ 1.25, geb. ℳ 2.25.
Die Sammlung enthält fünfundzwanzig Predigten von namhaften liberalen Kanzelrednern. Sie will zeigen, wie undogmatisches Christentum in unseren Tagen jungen Herzen von der Kanzel aus nahe gebracht werden kann.
Bremen. Verlag von Carl Schünemann.

Husten.
Tossapastillen heilen sofort jeden Husten, Heiserkeit, Verschleimung, Katarrh, Erkältungen. Nie versagendes Mittel. Unzähl. geholf. Glänzende Anerkennungen. 1 ℳ. Bei 3 Sch. franko Zusendg. Apotheke z. Oberthor Nr. 54, Mülhausen i/Els.
Kerm. Ext. Seneg. aa 0,02, Terpin 0,04, Sacch. Vanill. ad 1,0.

Soeben erschien:
Das kirchliche Frauenstimmrecht.
Von
Martha Zietz.
Preis 20 Pfg.
Verlag von Carl Schünemann, Bremen.

5 Stück sortierte, schädelechte 6- u. 8-Ender
Hirschgeweihe
zusammen 20 Mk. Nachnahme.
Georg Fritzmann, Lichtenfels 3, Bayern.

Für die Herausgabe verantwortlich: Pastor R. Emde, Bremen, Kirchbachstraße 7. Verlag und Druck von Carl Schünemann, Bremen